

R!NGELNETZ



Der singende Anarchist

Titelliste

War einmal ein Schwefelholz	02:40
(Text: Joachim Ringelnatz Musik: Jürgen Wieshoff)	
Schöne Frau'n mit schönen Katzen	03:40
(Text: Joachim Ringelnatz Musik: Jürgen Wieshoff)	
Im dunklen Erdteil Afrika	04:08
(Text: Joachim Ringelnatz Musik: Jürgen Wieshoff)	
Die Ameisen.....	02:21
(Text: Joachim Ringelnatz Musik: Jürgen Wieshoff)	
Ich habe dich so lieb.....	03:00
(Text: Joachim Ringelnatz Musik: Jürgen Wieshoff)	
Melancholie.....	03:08
(Text: Joachim Ringelnatz Musik: Jürgen Wieshoff)	
Und auf einmal steht es neben dir.....	02:30
(Text: Joachim Ringelnatz Musik: Jürgen Wieshoff)	
Blues.....	03:04
(Text: Joachim Ringelnatz Musik: Jürgen Wieshoff)	
Deutsch-Französische Verbrüderungshymne	02:21
(Text: Joachim Ringelnatz Musik: Jürgen Wieshoff)	
Olympische Hymne.....	03:15
(Text: Joachim Ringelnatz Musik: Jürgen Wieshoff)	
Wir sind, sagen die Lauen	03:24
(Text: Joachim Ringelnatz Musik: Jürgen Wieshoff)	
An dich	02:13
(Text: Joachim Ringelnatz Musik: Jürgen Wieshoff)	
Die Rakete und der Kater.....	03:20
(Text: Joachim Ringelnatz Musik: Jürgen Wieshoff)	
Aus meiner Kinderzeit	02:45
(Text: Joachim Ringelnatz Musik: Jürgen Wieshoff)	
An meinen Lehrer	01:48
(Text: Joachim Ringelnatz Musik: Jürgen Wieshoff)	
Ohrwurm und Taube	02:42
(Text: Joachim Ringelnatz Musik: Jürgen Wieshoff)	
Dankeschön.....	02:49
(Text und Musik: Jürgen Wieshoff)	
Matrosensang.....	02:07
(Text: Joachim Ringelnatz Musik: Jürgen Wieshoff)	

R!ngelnetz

Eine Hommage an Ringelnetz im Zeitalter der Algorithmen



Das Projekt R!NGELNETZ wurde im Jahr 2025 von Jürgen Wieshoff ins Leben gerufen – als Brückenschlag zwischen Poesie und Pixel, zwischen Sprachwitz und Sounddesign. Ausgangspunkt war Wieshoffs tiefe Faszination für das Werk von Joachim Ringelnetz, dessen eigenwilliger Humor, seine skurrile Sprachakrobatik und seine leise Melancholie bis heute nachhallen.

Ziel des Projekts ist es, Ringelnetz' Texte in ein neues, zeitgenössisches Klanggewand zu kleiden, ohne sie zu modernisieren oder zu verfremden. Vielmehr sollen sie im Sinne des Dichters mit heutigen Mitteln neu erfahrbar gemacht werden. Die Sprache bleibt in ihrer literarischen Eigenheit völlig unangetastet, doch der Klang, der sie umgibt, schöpft aus den Möglichkeiten aktueller Technik – von KI bis Studiokunst –, ohne je den Respekt vor dem Original zu verlieren.

Jürgen Wieshoff, Jahrgang 1961, bezeichnet sich selbst als Hybrid-Künstler – ein Begriff, der wie sein Werk zwischen den Disziplinen tanzt. Schon lange bevor künstliche Intelligenz zum Hype wurde, experimentierte er mit digitalen Werkzeugen, erkundete ihre schöpferischen Möglichkeiten und integrierte sie als Erweiterung, nicht als Ersatz, in seine künstlerische Arbeit.

Wieshoff ist ein kreativer Grenzgänger: Als Autor veröffentlichte er Fachbücher, Essays und Kinderbücher, die er selbst illustrierte – mit Erfolg in Europa und den USA. Als bildender Künstler arbeitete er viele Jahre lang klassisch mit Leinwand, Pinsel und Farbe. Später fand er über seine Begeisterung für Comics und Popart zur digitalen Malerei. Heute entstehen teils großformatige Pop-Art-Werke: farbstark, erzählerisch, teils ironisch, teils ernst – eine visuelle Sprache, die zwischen Popkultur, Kritik und Fantasie oszilliert. Seine Werke werden international ausgestellt.

Mit R!NGELNETZ öffnet er ein neues Kapitel: die Musik. Das Album ist das Ergebnis jahrelanger Experimente mit Klang, Sprache und künstlicher Intelligenz – eine Annäherung an Ringelnatz, die nicht durch Nachahmung, sondern durch Resonanz entsteht, so es ist nicht der Versuch, den Dichter der Moderne nachzuahmen, sondern ihm auf heutige Weise zuzuhören.

Dort, wo Sprache schwingt und Rhythmus atmet, beginnt seine Klangwelt – als Einladung, Ringelnatz nicht nur zu lesen, sondern zu hören. Dies ist verbunden mit der Hoffnung, dadurch neue Leserschichten für Ringelnatz zu begeistern.

Die Musik von R!NGELNETZ entsteht in einem innovativen Zusammenspiel von Künstlicher Intelligenz und menschlicher Kreativität. Zwar kommen KI-basierte Tools bei der Komposition und Ideengenerierung zum Einsatz, doch sie dienen als Impulsgeber im umfangreichen Produktionsprozess.

Die Seele der Musik wird dagegen von Menschen geformt. Die Rohentwürfe der KI werden sorgfältig überarbeitet, digital verfeinert und mit individuell gestalteten Klangschichten ergänzt.

Dabei werden unterschiedliche musikalische Elemente – teils algorithmisch erzeugt, teils manuell eingespielt – zu einem eigenständigen Klangbild zusammengeführt. Instrumente, Stimmen, Effekte und Strukturen werden in einem kreativen Studioprozess bearbeitet, neu arrangiert, mit persönlicher Handschrift versehen und zu einem Gebilde aus Intuition, Erfahrung und künstlerischer Absicht vereint. In ihnen schwingt der Wille zum Ausdruck, zur Gestaltung und zur Unverwechselbarkeit mit. So entsteht aus der Verschmelzung maschineller Inspiration und menschlicher Gestaltungskraft ein musikalisches Werk, das sowohl in seiner künstlerischen Ausprägung als auch im rechtlichen Sinne als individuelle Schöpfung gilt. Jeder Titel von R!NGELNETZ unterliegt daher dem Urheberrecht.

Joachim Ringelnatz (1883–1934)

Poet, Kabarettist, Maler, Mensch

Am 7. August 1883 wird Hans Gustav Bötticher in Wurzen bei Leipzig geboren. Als jüngstes von drei Kindern einer bürgerlichen Familie zieht er früh Aufmerksamkeit auf sich: mit Witz, Unruhe, Phantasie und einem feinen Gespür für das Sonderbare. Sein Vater Georg ist Musterzeichner und später Jugendschriftsteller, die Mutter Rosa Marie arbeitet an Perlenstickmustern. Die Familie zieht 1888 nach Leipzig, wo Hans eine wechselhafte Schulzeit erlebt, die er 1901 mit dem „Einjährig-Freiwilligen-Examen“ beendet.

Statt den Erwartungen der Eltern zu folgen, heuert der junge Hans heimlich als Schiffsjunge an. Er fährt zur See, lebt in Pensionen, arbeitet in Fabriken, Läden und Reisebüros. Eine klassische Karriere wird das nicht.

Doch aus dieser Biografie entsteht ein Leben voller Stoffe: Über Jahrzehnte verarbeitet Bötticher seine Erlebnisse auf See, in Großstädten und Randexistenzen zu Literatur, Kunst und Kabarett.

1909 beginnt er, als Vortragskünstler im legendären Münchner „Simplicissimus“ aufzutreten, als skurriler, sprachverliebter Beobachter. Sein erster Lohn für den Auftritt: ein Glas Bier – keine Gage, aber ein Anfang. Seine ersten Bücher erscheinen: autobiografisch, grotesk, voller Sprachspiel. Mit dem Band „Die Schnupftabaksdose“ von 1912 etabliert er seinen Ton: absurd, zartböse, versponnen.

Im Ersten Weltkrieg dient er in der Marine, wird Offizier. Die Front Erfahrung verdunkelt sein Werk, aber nie ganz. 1919 erfindet er sich neu: Aus Hans Bötticher wird Joachim Ringelnatz. Der Name, so heißt es, geht auf das Seepferdchen zurück, das umgangssprachlich auch „Ringelnass“ genannt wird. Er heiratet Leonharda Pieper, seine „Muschelkalk“, die fortan seine engste Vertraute, Managerin und Stütze wird.

Die 1920er Jahre sind seine produktivste Zeit. Ringelnatz veröffentlicht Gedichte, Romane, Kinderbücher, Theaterstücke, dazu unzählige Zeichnungen.



Seine bekannteste Figur wird der versoffene, unflätige, zutiefst menschliche Seemann Kuttel Daddeldu. Mit ihm schafft Ringelnatz eine Kunstfigur des literarischen Kabarett, die zugleich Komik und Tragik vereint.

In Matrosenuniform reist er als Vortragskünstler durch Deutschland, Österreich und die Schweiz, gefeiert von Asta Nielsen, Hans Albers, Paul Wegener und anderen Künstlerfreunden.

Doch Ringelnatz ist mehr als der schräge Humorist. Seine Gedichte sind oft zart, melancholisch, von tiefer Empathie. Er schreibt über Kindheit, Einsamkeit, Verfall, mit einer sprachlichen Phantasie, die ihresgleichen sucht. Erich Kästner erkennt das früh und verteidigt Ringelnatz gegen die Reduktion auf bloßen Komik.

Auch als Maler ist Ringelnatz tätig. Seine Werke, zwischen Neuer Sachlichkeit, Surrealismus und naivem Realismus, zeigen Hafenszenen, Alltagsfiguren, Träume. Er stellt unter anderem gemeinsam mit Otto Dix und George Grosz aus. Die Kunstwelt beginnt, ihn auch als Bildenden Künstler ernst zu nehmen.

Doch mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten ändert sich alles. Ringelnatz wird Auftrittsverbot erteilt, seine Bücher werden beschlagnahmt oder verbrannt, seine Gemälde als „entartet“ entfernt. Besonders perfide: Auch seine harmlosen, oft liebevoll illustrierten Kinderbücher werden als „unerwünschtes Schrifttum“ verboten, aus den Bibliotheken entfernt und zum Teil öffentlich verbrannt. Die Leichtigkeit und der Sprachwitz, mit dem Ringelnatz Generationen von Kindern erreicht hatte, galten nun als staatsfeindlich.

1933 erkrankt Ringelnatz an Tuberkulose. Ein Jahr später, am 17. November 1934, stirbt er im Alter von nur 51 Jahren in seiner Berliner Wohnung. Auf seinem Grab am Waldfriedhof Heerstraße liegt eine Muschelkalkplatte, gestaltet von seiner Freundin, der Bildhauerin Renée Sintenis. Während seiner Beerdigung wird „La Paloma“ gespielt – sein Lieblingslied.

Nach seinem Tod erscheint das von seiner Frau herausgegebene Erinnerungsbuch „In memoriam Joachim Ringelnatz“. Seine Werke, die von den Nazis verfemt wurden, erleben in der Nachkriegszeit eine Renaissance. Heute gilt Ringelnatz als einer der originellsten deutschen Dichter des 20. Jahrhunderts: ein Grenzgänger zwischen Nonsens und Tiefsinn, Kabarett und Kunst, Leben und Literatur.

Seine Sprache bleibt einzigartig: voller Brücken, Abgründe, Leichtsinn, Trauer und Trotz. Seine Poesie ist keine geschönte Welt, sondern ein durchlebter Kosmos. Wer Ringelnatz liest, trifft nicht nur auf einen Autor, sondern auf einen Menschen, der alles, was er war, in seine Worte legte: Matrose, Träumer, Schalk, Trinker, Kind, Künstler, Liebender. Und nicht zuletzt: ein Poet des Menschlichen im besten Sinne.



Das Album „Der singende Anarchist“

Ein musikalischer Reisebericht durch das Universum des Joachim Ringelnatz

Dieses Album ist kein Denkmal.

Es ist ein Schiff.

Ein schiefes, schnurrendes, swingendes, stoisches, schnelles – voll beladen mit Gedichten, Geschichten, Gedanken.

Ein klappriger Dampfer, auf dem Ringelnatz selbst hätte anheuern wollen.

„Der singende Anarchist“ ist unsere Verneigung vor einem Dichter, der keine Grenzen kannte – weder im Kopf noch im Herzen. Der sich nicht entscheiden wollte zwischen Schalk und Schmerz, zwischen Poesie und Protest. Und genau deshalb ist auch dieses Album kein Konzept, sondern ein Kompass: Es zeigt in viele Richtungen – und bleibt doch ganz bei sich.

Eine Reise durch Welten und Worte

Los geht's mit einem Streichholz, das sich selbst für einen Anarchisten hält – ein zündender Auftakt, frech, klug und gefährlich kurz.

Es folgen Katzen auf Fensterbänken, Ameisen im Gleichschritt, ein Blümchen an sich selbst, und ein Kater, der eine Rakete imitieren will.

Wir reisen nach Afrika, nach Paris, durch Kindheiten, Schulzimmer, und an die Spiegel der Selbstreflexion.

Und irgendwann stehen wir – erschrocken – mitten in der Geschichte: mit einer Olympischen Hymne, die nicht das feiert, was sie zu feiern scheint, und einem Protestsong, der lauter ist als jeder Lautsprecher.

Musik als Ringelnatz-Reiseführer

Jeder Titel ist auch ein musikalischer Ortswechsel:

Da ist ein New-Orleans-Blues mit schiefer Trompete und Herz,
ein Swing, der lächelt und lügt,
ein Chanson, das mehr verschweigt als sagt,
eine Operette mit Marsch-Tarnung,
ein Hip-Hop-Gedicht,
ein Cello-Gebet,
ein matrosiger Seemannssong,
und immer wieder: kleine Explosionen aus Klang und Klangbruch.

Die Musik begleitet nicht – sie kommentiert.

Sie tanzt mit den Texten, reibt sich an ihnen, widerspricht ihnen,
umarmt sie dann wieder.

Nichts ist rein, nichts ist glatt – aber alles ist echt.

Der rote Faden? Ringelnatz selbst.

Mal albern, mal zärtlich.

Mal hellsichtig, mal verloren.

Immer mutig.

Und mit einem unbestechlichen Gespür für das Menschliche im Abseitigen.

„Der singende Anarchist“ – das ist nicht Joachim Ringelnatz, wie ihn Schulbücher drucken.

Das ist Ringelnatz, wie er gelebt hat: laut, leise, falsch, weise.

Und vor allem: mit Stimme.

Eine Stimme, die singt, stottert, swingt, schweigt.

Die flüstert:

„Ich sehe dich.“

Und manchmal ruft:

„Sei nicht so sicher.“

Ein Album wie eine Wundertrommel –

drehen Sie daran, und es erklingt ein anderer Ton.

Lachen. Nachdenken. Widerspruch. Trost.

Oder einfach ein

Danke, dass du da bist, Gedicht.

Bon voyage!

War einmal ein Schwefelholz (1912)

War einmal ein Schwefelholz,
Das sich mit erhabnem Stolz
Einen Anarchisten nannte
Und ein ganzes Haus verbrannte.

Dieses war schon ungewöhnlich,
Doch es kannte auch persönlich
Meyers Taschenlexika,
Ganz speziell das Bändchen »A«,

Weshalb es sich nach dem Brande
An besagtes Bändchen wandte
Mit den Worten: »Sag, was ist
Eigentlich ein Anarchist?«



THE BURNING HOUSE

Was haben ein harmloses Zündholz, ein Lexikon und ein anarchistischer Weltgeist gemeinsam? Nun – Ringelnatz. Natürlich. Denn wer sonst könnte aus einem Streichholz ein ganzes Weltbild zimmern – und das in weniger als zehn Zeilen?

Das Gedicht „War einmal ein Schwefelholz“ stammt aus dem Jahr 1912, also aus Ringelnatz' früher Sammlung „Die Schnupftabaksdose“, einem Band, der damals unter dem Titel „Stumpfsinn in Versen“ erschien – was natürlich, typisch für Ringelnatz, eine liebevolle Selbstverleumdung war. Denn stumpf ist hier gar nichts. Im Gegenteil: Hinter dem scheinbaren Nonsens versteckt sich kluge Satire – mit scharfer Zündschnur.

Der Text beginnt scheinbar harmlos: Ein Streichholz, das sich selbst zum Anarchisten erklärt. Der Stolz ist groß – und die Wirkung ebenso: Es brennt ein ganzes Haus ab. Man möchte eigentlich schmunzeln. Doch damit nicht genug. Das Streichholz, offenbar belesen und bildungshungrig, kennt sogar Meyers Taschenlexikon, Band A. Und nach vollbrachter Zerstörung fragt es dort nach, was denn eigentlich ein Anarchist sei.

Das ist typisch Ringelnatz: Was vordergründig wie eine kleine Spinnerei daherkommt, ist in Wahrheit eine bitterkomische Betrachtung über Selbstüberschätzung, Aktionismus ohne Reflexion – und die naive Gewalt, die entsteht, wenn man erst handelt und dann fragt. Oder gar nicht erst fragt.

Ringelnatz nimmt hier – lange vor den politischen Dystopien des 20. Jahrhunderts – eine Figur aufs Korn, die sich selbst nicht kennt. Der Witz liegt im Nachbrenner: Die Erkenntnis kommt zu spät. Die Bildung hinkt dem Brand hinterher. Und man könnte sagen: Der kleine Vers hat mehr über Ideologie gesagt als viele dicke Bücher.

Und dann – die Musik.

Die Vertonung dieses Stücks ist kein Lied im klassischen Sinne, sondern eher ein musikalisch erzählter Funkenflug. Die Stimmung: gefährlich schräg. Die Töne: spitz, unruhig, wie Flammenzungen. Die Begleitung – vielleicht ein leicht rumpelnder Rhythmus, vielleicht ein ironischer Marsch, vielleicht ein verkohlter Tanz – bleibt

immer einen Schritt neben der Konvention. Sie begleitet, ja sie unterstreicht die Ratlosigkeit, den Stolz, die Absurdität.

Besonders schön: Die Musik tut genau das, was der Text tut. Sie beginnt mit Aufladung, brennt durch – und fragt dann scheinbar naiv: „Moment mal – was war das eigentlich gerade?“ Und so wird aus einem kleinen Schwefelholz ein großer Moment der ironischen Weltbetrachtung.

Und so bekommt dieser scheinbar alberne Text einen tiefen Ernst. Nicht in Pathos, sondern in seiner treffenden, fast beiläufigen Klarheit. Ringelnatz macht sich nicht über Anarchisten lustig – er macht sich über unser Bedürfnis nach Etikettierung lustig. Über unseren Hang, Begriffe zu benutzen, deren Bedeutung wir gar nicht kennen. Und über den Stolz, mit dem wir manchmal Unheil anrichten – ohne zu wissen, warum.

Und natürlich über ein Schwefelholz, das heller brennt als manch politische Abhandlung – und dabei so herrlich doof fragt, dass man fast antworten möchte. Darum wurde dieses Lied Namensgeber für ein ganzes Album.

Schöne Frau'n mit schönen Katzen (1929)

Schöne Fraun und Katzen pflegen
Häufig Freundschaft, wenn sie gleich sind,
Weil sie weich sind
Und mit Grazie sich bewegen.

Weil sie leise sich verstehen,
Weil sie selber leise gehen,
Alles Plumpe oder Laute
Fliehen und als wohlgebaute
Wesen stets ein schönes Bild sind.

Unter sich sind sie Vertraute,
Sie, die sonst unzähmbar wild sind.

Fell wie Samt und Haar wie Seide.
Allverwöhnt. – Man meint, daß beide
Sich nach nichts, als danach sehnen,
Sich auf Sofas schön zu dehnen.



Schöne Fraun mit schönen Katzen,
Wem von ihnen man dann schmeichelt,
Wen von ihnen man gar streichelt,
Stets riskiert man, daß sie kratzen.

Denn sie haben meistens Mucken,
Die zuletzt uns andre jucken.
Weiß man recht, ob sie im Hellen
Echt sind oder sich verstellen?
Weiß man, wenn sie tief sich ducken,
Ob das nicht zum Sprung geschieht?
Aber abends, nachts, im Dunkeln,
Wenn dann ihre Augen funkeln,
Weiß man alles oder flieht
Vor den Funken, die sie stieben.
Doch man soll nicht Fraun, die ihre
Schönen Katzen wirklich lieben,
Menschen überhaupt, die Tiere
Lieben, dieserhalb verdammen.

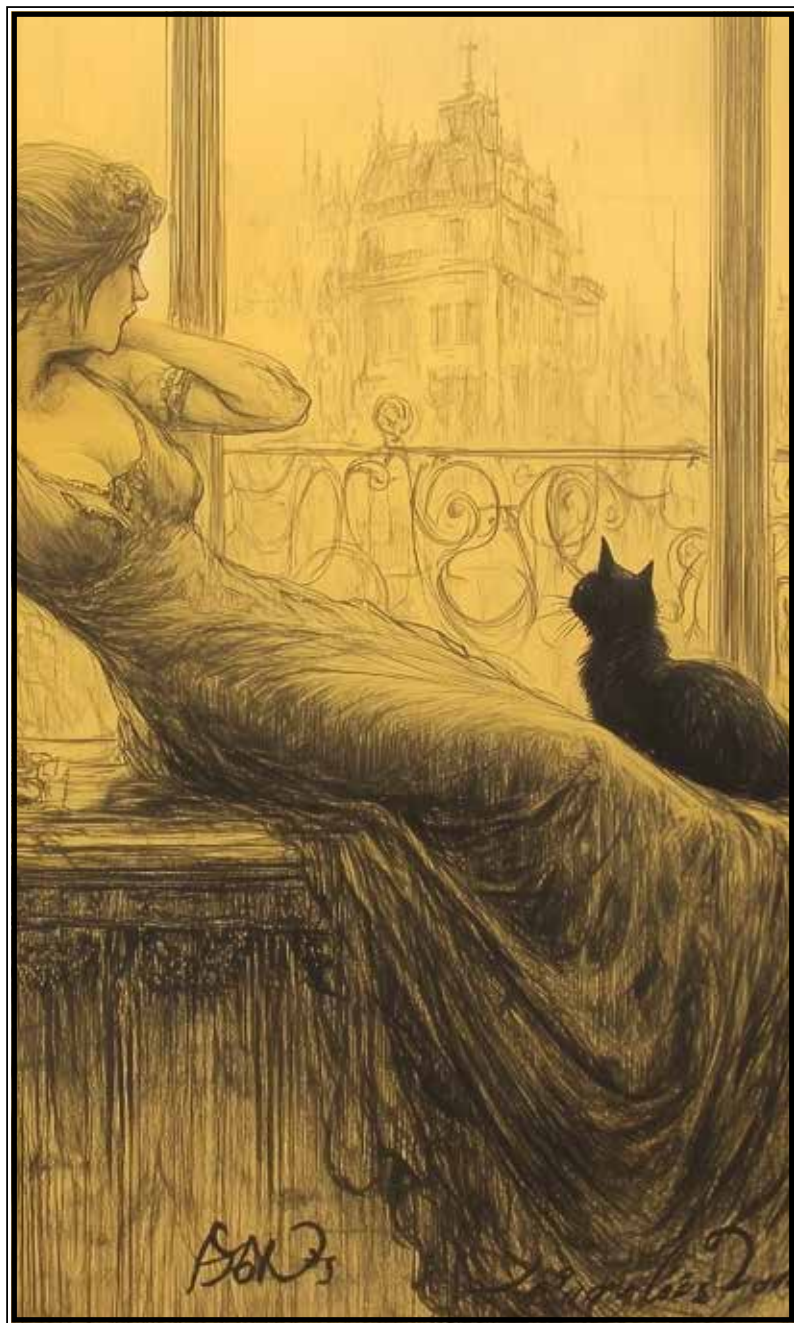


Sind Verliebte auch wie Flammen,
Zu- und ineinander passend,
Alles Fremde aber hassend.

Ob sie anders oder so sind,
Ob sie männlich, feminin sind,
Ob sie traurig oder froh sind,
Aus Madrid oder Berlin sind,
Ob sie schwarz, ob gelb, ob grau, -

Auch wer weder Katz noch Frau
Schätzt, wird Katzen gern mit Frauen,
Wenn sie beide schön sind, schauen.

Doch begegnen Ringelnatzen
Häßlich alte Fraun mit Katzen,
Geht er schnell drei Schritt zurück.
Denn er sagt: Das bringt kein Glück.



Schöne Frauen und schöne Katzen haben eine Menge gemeinsam, wenn man Joachim Ringelnatz glauben darf. Und – Hand aufs Herz – wer täte das nicht gern? Der Dichter zeigt sich in diesem Stück von seiner zärtlich-beobachtenden, augenzwinkernden Seite. „Schöne Frau’n mit schönen Katzen“ ist kein Liebesgedicht im klassischen Sinn, auch kein Tiergedicht im biologischen – es ist eine kleine, poetische Verneigung vor dem Eigenwilligen, dem Schönen, dem gefährlich Anziehenden.

Schon der Titel wirkt wie ein weiches Kissen, das sich unversehens als Kratzbaum entpuppt. Und genau so ist das ganze Gedicht gebaut.

Es beginnt in wohliger Harmonie, fast tänzelnd: Katzen, die sich auf Fensterbänken räkeln, Frauen, die wie selbstverständlich mit ihnen verbunden scheinen – in Haltung, in Blick, in Laune. Doch Ringelnatz wäre nicht Ringelnatz, wenn er nicht auch in der schönsten Szene noch einen Haken fände.

Und so endet dieses poetische Gemälde mit einem überraschenden Reflex: Wenn die Schönheit vergeht, „hässlich alte Fraun mit Katzen“ erscheinen – dann, ja dann macht der Dichter drei Schritte zurück. Denn das bringe kein Glück.

Das ist böse, ja. Aber auch ehrlich. Und vor allem: tief ironisch. Denn der Ringelnatz’sche Humor ist nie bloß Spott – er ist das stille Eingeständnis eigener Abgründe, eigener Vorurteile. Er führt uns an die Grenze der Bequemlichkeit, um uns dann ein verschmitztes „Hab ich’s nicht gesagt?“ ins Ohr zu flüstern.

Und genau das spiegelt die Musik.

Sie beginnt zart, verspielt – wie das Schnurren einer Katze am Morgen. Die Instrumentierung bleibt zunächst leicht, fast neckisch. Ein musikalisches Streicheln, das mit jeder Strophe eine neue Richtung sucht.

Doch dann, wenn es im Text heißt, dass Katzen auch wild sein können, zieht die Musik an. Das Tempo nimmt Fahrt auf. Die Harmonien kippen in unerwartete Wendungen, das verspielte Geklimper bekommt plötzlich Krallen.

Es entsteht ein Moment echter Dramatik – als würde die Katze jetzt vom Fenstersims springen.

Und schließlich: die Eskalation. Wenn es im Text um Toleranz geht, um die Vielfalt menschlicher Erscheinung – „ob sie anders oder so sind, ob sie männlich, feminin sind, schwarz, gelb oder grau“ –, dann schwillt die Musik an, erhebt sich fast hymnisch. Sie wird groß, weit, fordernd.

Kein flüchtiges Maunzen mehr, sondern ein Ausruf, eine Klarstellung: Wer das Schöne sehen will, muss sich auch dem Anderen öffnen.

Denn dieses Detail darf nicht fehlen – es ist mehr als eine Fußnote: Dieses Gedicht enthält einen selten deutlichen Aufruf zur Toleranz. Ringelnatz zählt auf, was Menschen unterscheidet – Herkunft, Geschlecht, Gemütslage, Hautfarbe – und entlässt uns mit der Einsicht: Selbst wer weder Katz noch Frau schätzt, wird Katzen gern mit Frauen, wenn sie beide schön sind, schauen. Das ist nicht einfach nur hübsch gereimt. Das ist eine Aufforderung, sich Schönheit zuzugestehen – jenseits der Gewohnheiten. Und darin liegt eine leise, aber nachdrückliche Weltoffenheit.

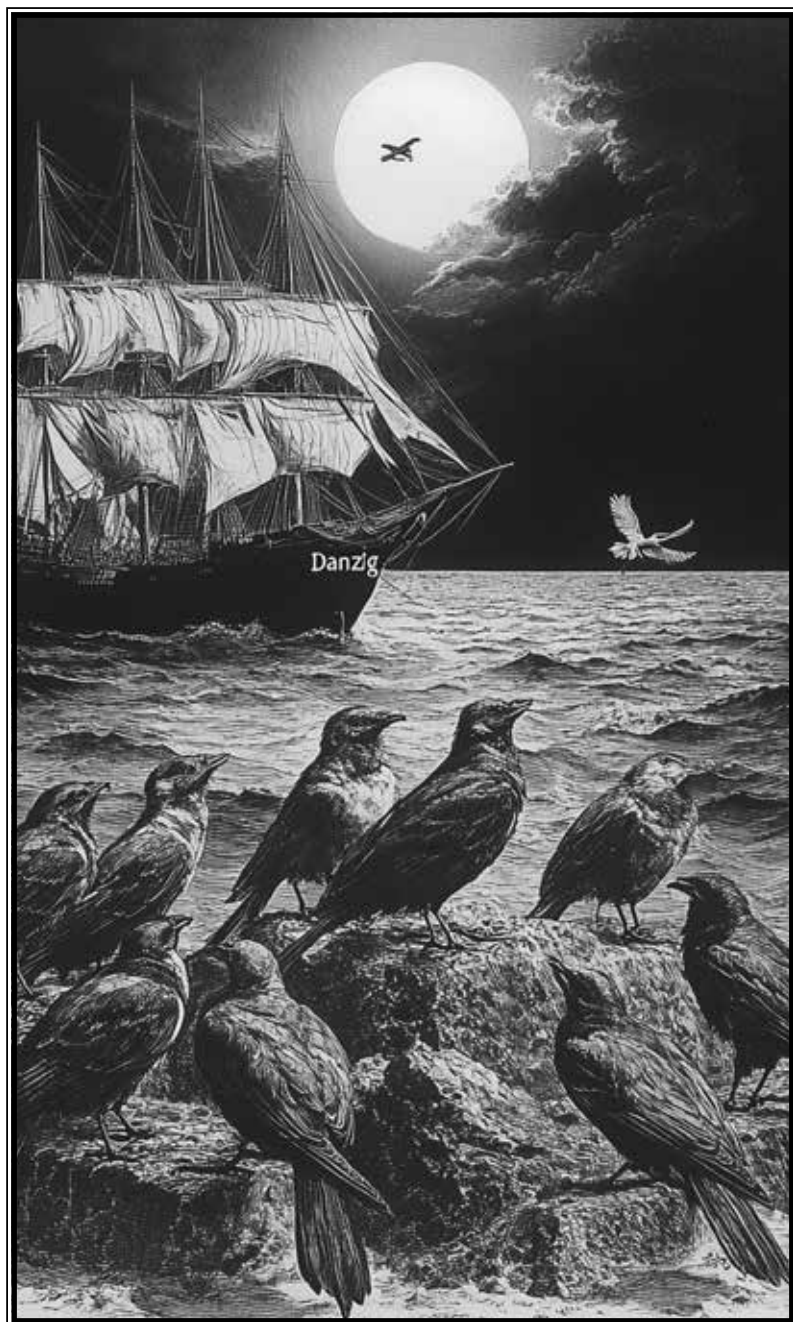
Die Stimme führt uns durch dieses musikalische Wohnzimmer mit Souveränität – nie zu süß, nie zu rau, sondern genau mit dem Maß an kontrollierter Nonchalance, das man braucht, wenn man mit Katzen und schönen Menschen zugleich zu tun hat. Denn: Man muss beide lassen, wie sie sind. Wer versucht, zu viel zu erklären, wird gekratzt. Wer zu schnell auf sie zugeht, bleibt allein im Türrahmen stehen.

Im dunklen Erdteil Afrika (1912)

Im dunklen Erdteil Afrika
Starb eine Ziehharmonika.
Sie wurde mit Musik begraben.
Am Grabe saßen zwanzig Raben.

Der Rabe Num'ro einundzwanzig
Fuhr mit dem Segelschiff nach Danzig
Und gründete dort etwas später
Ein Heim für kinderlose Väter.

Und die Moral von der Geschicht? –
Die weiß ich leider selber nicht.



Es gibt Gedichte, die sich lesen wie ein kurzes Lächeln – und erst beim zweiten Lesen entlarven sie sich als kleine Existenzfarce. „Im dunklen Erdteil Afrika“ ist so ein Text. Joachim Ringelnatz verpackt darin Tod, Trauer, Absurdität, Reise, Gesellschaftskritik und Weltversöhnung – in gerade einmal acht Zeilen.

Im Zentrum steht ein merkwürdiger Todesfall: Eine Ziehharmonika stirbt. Kein Mensch, kein Tier – ein Instrument. In Afrika. Und sie wird – wie es sich gehört – mit Musik begraben. Allein dieser Anfang hebt das Gedicht auf eine absurde Metaebene: Musik, die Musik verabschiedet. Eine Beerdigung, die klingt, obwohl der Verstorbene selbst nie wieder klingen wird.

Am Grab sitzen zwanzig Raben. Symbolisch? Vielleicht. Komisch? Unbedingt. Die Zahl ist zu groß für Zufall, zu genau für Gleichgültigkeit. Und dann geschieht etwas völlig Unerwartetes: Rabe Nummer einundzwanzig – der gar nicht da war – tritt auf den Plan, fährt mit dem Segelschiff nach Danzig und gründet dort ein „Heim für kinderlose Väter“.

An dieser Stelle ist das Lachen erlaubt – aber auch das Nachdenken. Denn was hier wie völliger Unsinn klingt, ist bei Ringelnatz nie frei von tieferer Bedeutung. Der Rabe wird zum Sinnbild der Bewegung, der Abweichung, vielleicht auch des Eskapismus. Er verlässt das Ritual, er bricht aus, er schafft etwas Neues – etwas Soziales, vielleicht sogar Utopisches. Und damit sagt der Text in seiner absurden Logik mehr über Menschlichkeit aus, als manch ernst gemeinte Dichtung.

Die letzte Zeile – „Und die Moral von der Geschicht? – Die weiß ich leider selber nicht.“ – ist natürlich ebenfalls ein Trick. Sie tut so, als würde sie kapitulieren. Tatsächlich aber ist sie ein Befreiungsschlag gegen die zwanghafte Suche nach Bedeutung. Sie ist die Erlaubnis, Unsinn stehen zu lassen. Oder, anders gesagt: ein sehr modernes Verständnis von Sinn.

Und nun zur Musik.

Die Vertonung nimmt uns genau da mit, wo das Gedicht hinführt – nach Afrika. Die Begleitung orientiert sich in Rhythmus und Stimmung an traditionellen afrikanischen Klängen: erdig, pulsierend, leichtfüßig, aber nie exotisierend. Keine Hollywood-Savanne, keine Didaktik – sondern ein respektvoller Klangraum, der zwischen Repetition und Leichtigkeit lebt. Die Musik geht nicht unter die Haut – sie tanzt darauf.

Die Stimme erzählt dabei ganz ruhig, fast wie ein afrikanischer Griot, ein Geschichtenerzähler, der das Komische nicht überbetont und das Tragische nicht schwer macht.

Es ist dieser Ton – zwischen Gleichmut und Schalk –, der das Stück trägt. Die Musik ist dabei nie nur Begleitung, sondern Gegenüber: Sie antwortet auf den Text, kommentiert, flüstert, fragt.

Ein besonderer Moment entsteht, wenn die Reise des Raben musikalisch eingelöst wird: Die Musik verändert sich – vom Rhythmus des Südens zum Wind des Nordens. Man hört das Segelschiff, spürt das Wasser, riecht fast schon die Gischt von Danzig. Und plötzlich ist man nicht mehr in Afrika, sondern irgendwo zwischen Kontinenten – und zwischen den Fragen, die niemand beantworten kann.

„Im dunklen Erdteil Afrika“ ist ein Lied über den Tod, über das Weiterziehen, über die Unerklärlichkeit der Dinge – und über die Möglichkeit, aus allem eine Geschichte zu machen, die wärmt.

Die Ameisen (1912)

In Hamburg lebten zwei Ameisen,
Die wollten nach Australien reisen.

Bei Altona auf der Chaussee
Da taten ihnen die Beine weh,
Und da verzichteten sie weise
Dann auf den letzten Teil der Reise.

So will man oft und kann doch nicht
Und leistet dann recht gern Verzicht.

HAMBURG



Manche Gedichte, die gehören so sehr zum kulturellen Grundrauschen, dass man sie schon kennt, bevor man weiß, wer sie geschrieben hat. „Die Ameisen“ ist so ein Fall. Dieses kleine, unscheinbare Gedicht von Joachim Ringelnatz – gerade einmal sechs Zeilen lang – ist längst Klassiker geworden. Nicht, weil es sich aufdrängt. Sondern weil es etwas tut, was große Literatur so selten so leicht schafft: Es sagt alles mit fast nichts.

Die Geschichte ist schnell erzählt – oder vielmehr: erzählt sich schnell selbst. Zwei Ameisen, wohnhaft in Hamburg, haben sich ein Ziel gesetzt. Ein großes. Australien. Ob sie wissen, wo das liegt? Offen. Ob sie vorbereitet sind? Unklar. Was sicher ist: Der Wille ist da. Und sie kommen tatsächlich los. Bis Altona. Dann tun ihnen die Beine weh – und sie kehren um. Und genau das ist der Clou.

Denn was hier wie ein Witz daherkommt – ein animalischer Mini-Sketch –, ist bei Ringelnatz wie immer viel mehr: Eine Betrachtung über Träume, Grenzen, Scheitern und, ja – Einsicht. „So will man oft und kann doch nicht / und leistet dann recht gern Verzicht.“ Dieser letzte Vers ist kein zynischer Stoßseufzer, sondern eine erstaunlich freundliche Schlussfolgerung. Hier spricht kein Spötter. Hier spricht ein Mensch, der weiß, wie oft man zu weit will – und dass es okay ist, umzudrehen.

Was dieses Gedicht so besonders macht, ist seine Form. Es ist schlicht, fast kindlich gereimt, leichtfüßig. Der Ton ist harmlos, der Inhalt anrührend – gerade weil er sich nicht aufdrängt. Und die Pointe kommt wie ein müdes, aber weises Schulterzucken: „Australien? Ach, lass mal.“

Die Musik zu dieser Vertonung greift genau diese Mischung auf: Leichtigkeit und Tiefe, Witz und Wärme. Der Sound bleibt zurückhaltend, fast marschierend – aber in Miniatur. Keine große Geste, kein großes Orchester. Nur ein Rhythmus, der geht, stockt, weitergeht, wieder innehält. Wie zwei kleine Schritte – oder sechs winzige Beine – auf einer viel zu großen Reise.

Zu Beginn tänzelt die Musik fast – als hätten die Ameisen noch Schwung. Doch sobald sie Altona erreichen, merkt man: Der Puls fällt ab, der Klang wird schlichter, das Tempo nimmt sich zurück. Und das tut gut. Denn statt aus dem Moment ein Drama zu machen, lässt uns die Musik durchatmen – genau wie die Ameisen.

Die Stimme bleibt erzählend, leicht – aber nicht kindlich. Eher wie jemand, der sich an eine alte Geschichte erinnert, die immer noch gültig ist. Und vielleicht genau deshalb ein kleines Lächeln verdient. Denn wer kennt das nicht? Großes vorhaben – und dann an Altona scheitern?

Und doch, und das ist vielleicht das Tröstlichste: In diesem Gedicht liegt keine Scham. Kein Spott. Sondern Sanftmut. Diese Ameisen haben nicht aufgegeben – sie haben erkannt, dass Australien manchmal zu weit ist. Und dass Altona auch reicht.

„Die Ameisen“ ist also nicht nur ein Kinderreim für Erwachsene – es ist ein Lebensreim. Einer, der uns daran erinnert, dass nicht jeder Weg zu Ende gegangen werden muss, um richtig gewesen zu sein.

Ich habe dich so lieb (1928)

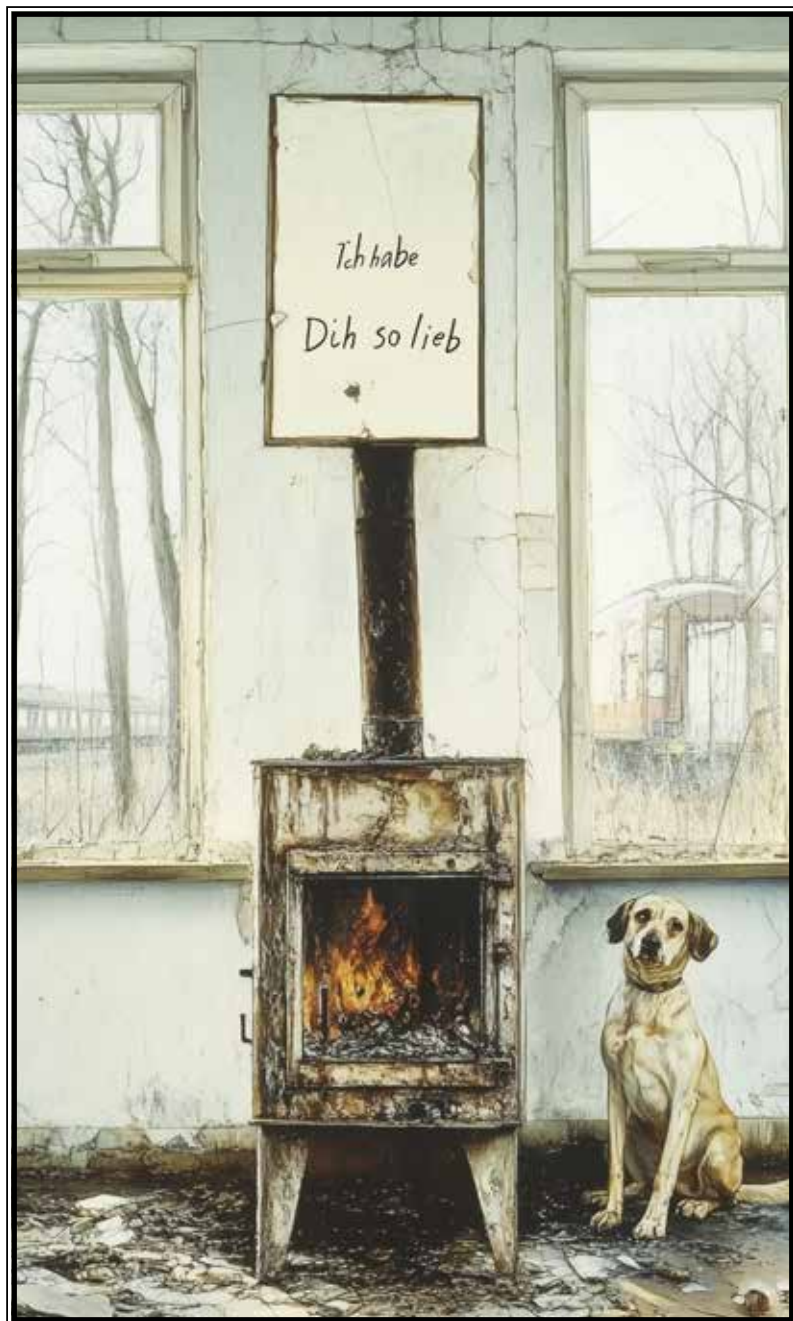
Ich würde dir ohne Bedenken
Eine Kachel aus meinem Ofen schenken.

Ich habe dir nichts getan.
Nun ist mir traurig zumut.
An den Hängen der Eisenbahn
Leuchtet der Ginster so gut.
Vorbei – verjährt – Doch nimmer vergessen.

Ich reise.
Alles, was lange währt,
Ist leise.

Die Zeit entstellt
Alle Lebewesen.
Ein Hund bellt.
Er kann nicht lesen.
Er kann nicht schreiben.
Wir können nicht bleiben.

Ich lache.
Die Löcher sind die Hauptsache
an einem Sieb
Ich habe dich so lieb.



Nun wird es... zärtlich. Aber keine Sorge – nicht süßlich. Denn wenn Joachim Ringelnatz „Ich habe dich so lieb“ sagt, dann meint er das ganz auf seine eigene, wundersam schiefe Weise. Dieses Gedicht gehört zu den beliebtesten, berührendsten – und zugleich irritierendsten Liebesbekenntnissen der deutschen Literatur. Kein Wunder: Es sagt „Ich liebe dich“ – aber eben nicht mit Rosen und Rüschen, sondern mit einer Ofenkachel.

Und das ist kein Zufall.

Denn Ringelnatz nimmt uns nicht mit in eine kitschige Gefühlslandschaft, sondern in ein sehr menschliches, sehr konkretes Innenleben. Die erste Zeile kommt noch ganz offenherzig daher: „Ich habe dich so lieb!“ – direkt, ehrlich, fast kindlich. Und dann: die Ofenkachel. „Ich würde dir ohne Bedenken / eine Kachel aus meinem Ofen schenken.“ Das ist nicht etwa eine billige Geste – das ist ein Opfer. Wärme aufgeben, um Liebe zu zeigen. Absurd? Vielleicht. Wahr? Durchaus.

Im weiteren Verlauf wird das Gedicht nachdenklicher. Traurigkeit zieht ein. Erinnerungen an eine Liebe, die vorbei ist – oder nie ganz begonnen hat. „Vorbei – verjährt – doch nimmer vergessen.“ Eine Zeile, wie ein Herbstblatt auf der Fensterbank. Die Worte werden leiser, das Tempo langsamer, das Ich zieht sich zurück. Es ist nicht mehr das Liebeslied des Anfangs. Es ist ein innerer Monolog über Vergänglichkeit, über das Vergehen der Zeit, über das Leben, das leise wird.

Und doch, mittendrin, ganz Ringelnatz: ein Lachen. „Die Löcher sind die Hauptsache / an einem Sieb.“ Man weiß nicht recht, ob es ein Trost ist oder eine Kapitulation – aber es ist wahr. Auch in der Liebe.

Nun zur Musik.

Und hier geschieht etwas Wunderbares – oder vielmehr: etwas wunderbar Doppeldeutiges. Denn die Musik kommt nicht im melancholischen Kleid daher. Sie trägt Glitzer. Sie trägt große Geste. Sie trägt – Kitsch. Und das mit Absicht.

Die musikalische Umsetzung spielt mit dem Format des schwülstigen Popsongs. Ganz bewusst. Wir hören eine Melodie, wie man sie aus überproduzierten Liebesschnulzen kennen könnte. Streicher-Feeling, träumerischer Schimmer, große Akkorde – fast zu viel. Und genau das macht den Reiz aus. Denn diese Musik überhöht die Worte – und legt dadurch ihre Brüchigkeit frei. Der Kontrast zwischen dem unsicheren, tastenden Ich im Text und dem breiten, gefühlssatten Sound ist ein Kunstgriff. Er lässt die Risse hörbar werden.

Und dann: die Stimme. Sie singt nicht mit Pathos, sondern mit Ahnung. Sie trägt das Lied – aber sie weiß, dass sie es nicht retten kann. Sie ist nicht dramatisch, sie ist genau. Und gerade dadurch umso glaubhafter. Wenn sie am Ende nochmal sagt: „Ich habe dich so lieb“, dann ist das kein Versprechen, sondern ein Echo. Und vielleicht – ein Abschied.

Dieses Lied ist damit viel mehr als ein Liebeslied. Es ist eine Hommage an die Liebe, die war. An die Liebe, die man nicht mehr ganz erreicht.

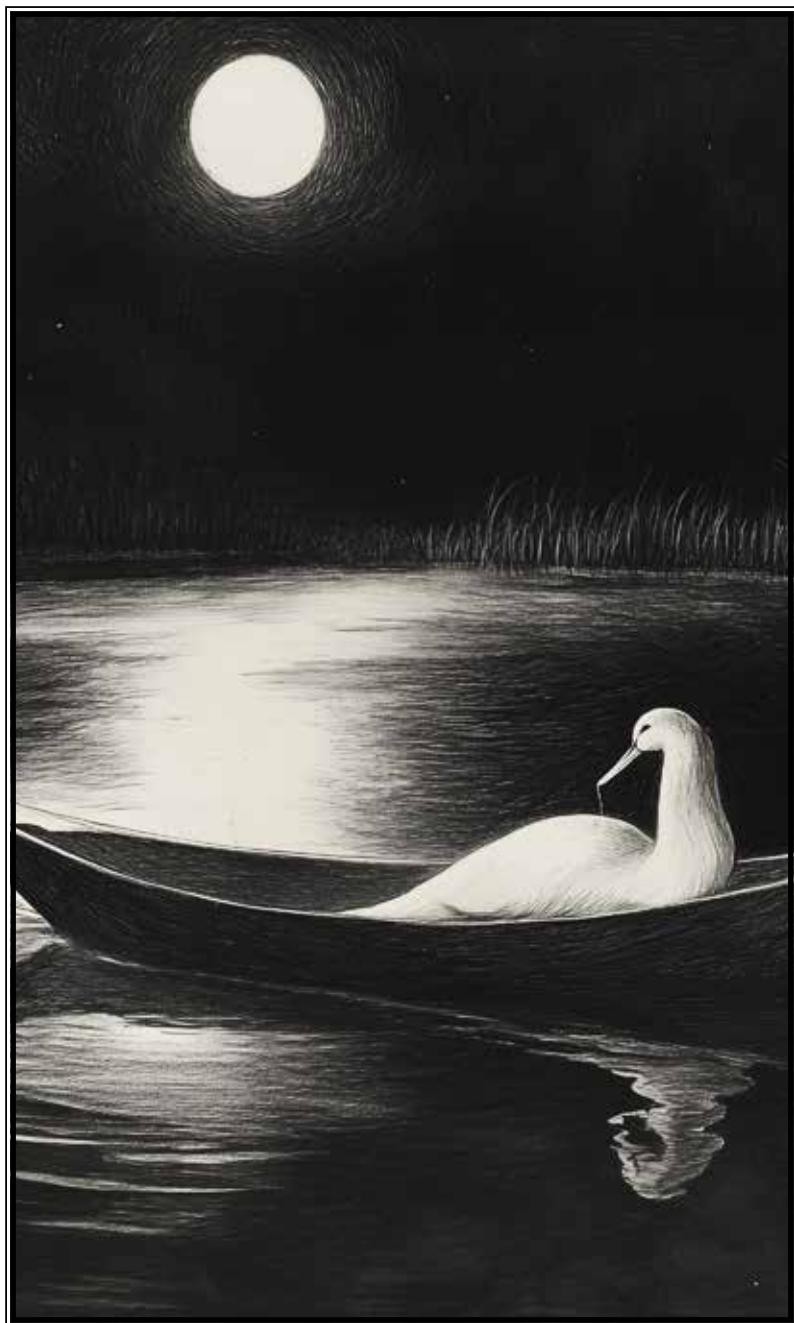
Und an die seltsamen Formen, die sie manchmal annimmt – Kachel, Spiegelbild, Sieb.

Melancholie (1910)

Von weit her Hundebellen
Klingt durch die nächtliche Ruh.
Es spülen die schwarzen Wellen
Mein Boot dem Ufer zu.

Die blauen Berge der Ferne
Winken am Himmelssaum.
Auf in den Lichtbann der Sterne
Trägt mich ein Traum.

Stumm ziehen wilde Schwäne
Über das Wasser hin.
Mir kommt eine müde Träne.
Ich weiß nicht, warum ich so bin.



Das Gedicht „Melancholie“ von Joachim Ringelnatz ist ein leiser Gang durch eine innere Landschaft, die viele von uns kennen – aber nur wenige so benennen können. Es ist ein Text, der nicht erklärt, nicht tröstet, nicht einmal wirklich klagt. Er ist einfach da – wie ein Nebel, der langsam durchs Herz zieht.

Der Titel sagt schon alles – und doch nichts. Melancholie. Kein großes Wort, kein Pathos. Eher ein Zustand. Ein Blick aus dem Fenster, während drinnen die Zeit stillzustehen scheint. Und genau das ist auch die Sprache dieses Gedichts. Sie ist ruhig, fast schlafwandlerisch. Kein Reimspektakel, keine Komik, keine Pointe. Nur Bilder, Gedanken, Gefühle – lose verbunden, wie treibendes Treibgut auf dunklem Wasser.

„Von weit her Hundebellen / klingt durch die nächtliche Ruh.“ Schon der erste Vers öffnet einen Raum: dunkel, leer, fern. Dann die schwarzen Wellen, die das Boot ans Ufer treiben. Keine Zielstrebigkeit, kein Steuermann – nur Bewegung, fast willenlos.

Alles ist Übergang. Alles ist auf dem Weg, ohne anzukommen.

Und doch ist da Sehnsucht: „Die blauen Berge der Ferne / winken am Himmelssaum.“ Fernweh, Hoffnung, vielleicht ein Traum. Doch kein erfüllbarer – sondern einer, der sich in Sternenlicht verliert.

Und dann diese letzte Strophe, die einem fast die Kehle zuschnürt: „Mir kommt eine müde Träne. / Ich weiß nicht, warum ich so bin.“ Das ist keine Sentimentalität. Das ist die pure, nackte Wahrnehmung. Es ist nicht das große Drama, das hier weint – sondern ein Mensch, der sich selbst nicht versteht. Und genau das macht es so wahrhaftig.

Und nun zur Musik. Getragen wird der Text hier von einem Klavier. Einem einzelnen, einsamen Klavier – das zu Beginn nicht mehr tut, als den Raum offen zu halten. Es ist kein Begleitinstrument, es ist ein inneres Echo. Jeder Ton scheint nach innen zu klingen, in die Brust, in die Stille.

Aber dann – fast unmerklich – beginnt dieses Klavier, den Raum zu ergreifen. Nicht plötzlich. Nicht laut. Sondern organisch. Als würden sich Flügel entfalten. Als würde ein einzelner Akkord zu einem ganzen Flug werden. Und in der Bewegung entsteht eine musikalische Metapher: die Schwäne aus dem Gedicht – sie fliegen nicht nur über das Wasser, sie fliegen durch die Musik.

Dieses Crescendo ist kein technischer Effekt. Es ist ein emotionaler. Es hebt den Text auf eine neue Ebene – nicht in Richtung Dramatik, sondern in Richtung Weite. Die Melancholie bleibt. Aber sie wird groß. Nicht bedrückend – sondern befreiend. Wie ein stilles Aufatmen unter einem endlosen Himmel.

Die Stimme bleibt dabei zurückhaltend, fast zerbrechlich. Sie trägt nicht, sie wird getragen. Sie fragt nicht nach dem Warum – sie lässt die Frage stehen. Und dadurch wird sie hörbar: „Ich weiß nicht, warum ich so bin.“

„Melancholie“ ist damit keine Klage, sondern ein musikalischer Seelenzustand. Ein tastender, schwebender, stiller Moment. Ohne Auflösung. Ohne Moral. Aber mit einer zarten Ahnung, dass etwas bleibt. Etwas, das klingt. Und fliegt.

Und auf einmal steht es neben dir (1933)

Und auf einmal merkst du äußerlich:

Wieviel Kummer zu dir kam,

Wieviel Freundschaft leise von dir wich,

Alles Lachen von dir nahm.

Fragst verwundert in die Tage.

Doch die Tage hallen leer.

Dann verkümmert Deine Klage ...

Du fragst niemanden mehr.

Lernst es endlich, dich zu fügen,

Von den Sorgen gezähmt.

Willst dich selber nicht belügen

Und erstickst, was dich grämt.

Sinnlos, arm erscheint das Leben dir,

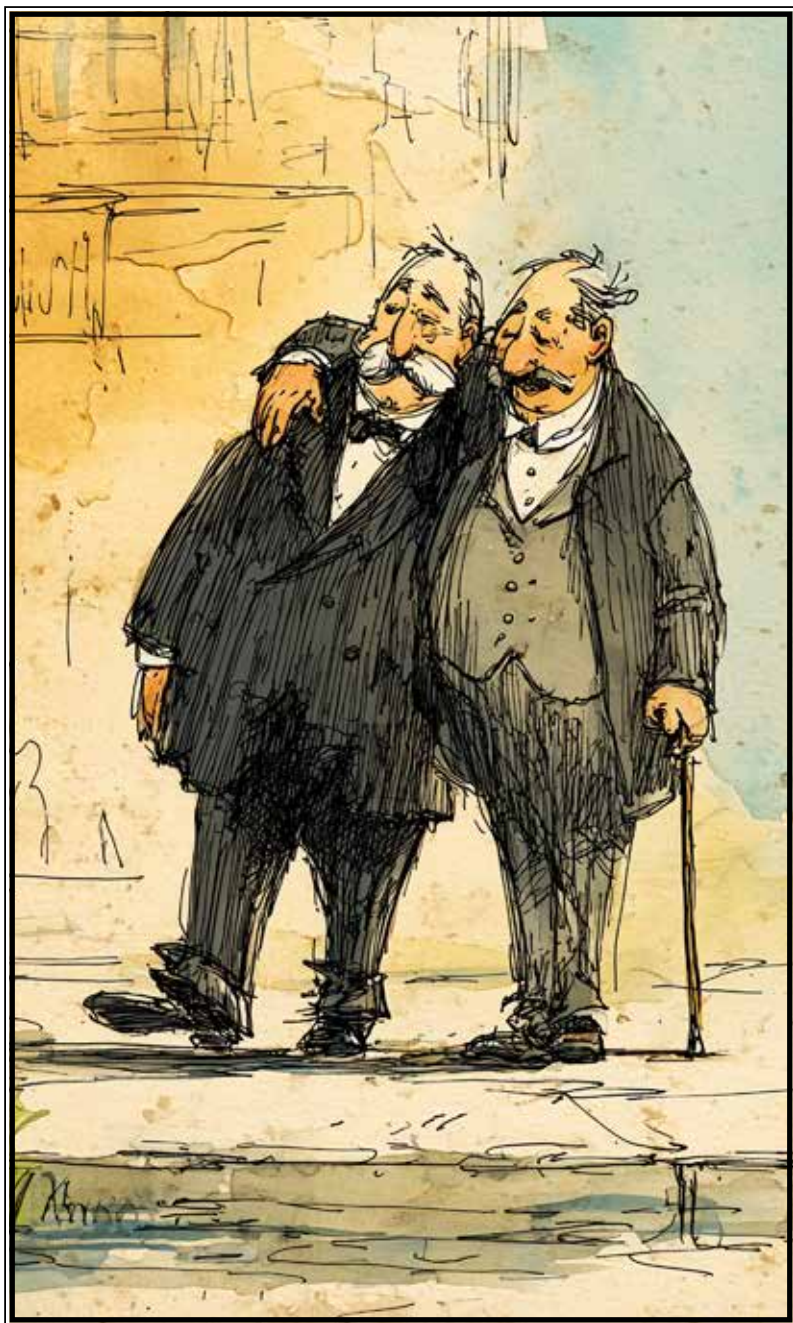
Längst zu lang ausgedehnt. - - -

Und auf einmal - -: Steht es neben dir,

An dich angelehnt - -

Was?

Das, was du so lang ersehnt.



Dieses Gedicht ist kein Gag. Kein Schelm, keine Schnute, kein Seemannsfantasiegebilde. Es ist eines der leisen, ernsten, vielleicht persönlichsten Stücke von Joachim Ringelnatz. Und es zeigt ihn als das, was er – bei aller clownesken Maske – immer auch war: ein tief empfindender Mensch mit offenem Blick auf das, was einem die Welt abverlangt, wenn niemand hinsieht.

„Und auf einmal steht es neben dir“ – schon der Titel wirkt wie ein Versprechen. Oder eine Prophezeiung. Oder ein Trost, den man sich selbst noch nicht glaubt. Und tatsächlich: Dieses Gedicht beschreibt nicht weniger als den Weg durch die Dämmerung der eigenen Erschöpfung – bis zu jenem Moment, in dem plötzlich etwas erscheint, das man nicht benennen, aber fühlen kann. Das, was man ersehnt hat. Lange. Vielleicht zu lange.

Der Text beginnt mit einer nüchternen Bestandsaufnahme: „Und auf einmal merkst du äußerlich: / Wieviel Kummer zu dir kam.“ Keine Metapher, keine große Bildsprache. Nur eine schlichte Feststellung: Es ist zu viel geworden. Und die, die einst da waren – Freunde, Nähe, Lachen – sind leise verschwunden. Oder vielleicht: wurden überhört. Die Tage hallen leer, sagt das Gedicht. Und schlimmer noch: „Dann verkümmert deine Klage... Du fragst niemanden mehr.“

Es ist ein Gedicht über Resignation. Über das Sich-Fügen, über die Zähmung durch Sorgen.

Wer so schreibt, der kennt Dunkelheit.

Und doch: Gerade hier, ganz unten, taucht das Licht auf – „Und auf einmal – steht es neben dir.“ Das Gedicht spricht nicht aus, was „es“ ist. Ein Mensch? Ein Gefühl? Eine Hoffnung? Eine Erinnerung? Ringelnatz lässt die Leerstelle offen. Aber die Haltung, die damit einhergeht, ist eindeutig: „An dich angelehnt.“ Nähe. Wärme. Halt.

Und dieser Moment wird von der Musik auf eindrucksvolle Weise gespiegelt.

Die Vertonung bleibt – wie der Text – reduziert. Nur eine Gitarre. Keine Effekte, keine großen Bewegungen. Die Gitarre ist da – und manchmal fast nicht. Sie tritt zurück, sie lässt atmen. Aber sie hält. Wie ein Freund, der nicht redet, aber bleibt.

Und gerade in dieser Zurückhaltung liegt ihre Kraft. Denn die Musik drängt sich nicht auf – sie wartet. Und sie weiß: Es gibt Dinge, die darf man nicht festhalten, man muss sie einfach da sein lassen. So auch hier. Die Gitarre trägt den Text wie ein Ufer das Wasser – still, aber spürbar.

Besonders eindrücklich ist das Ende. Denn anders als man es vielleicht erwarten würde, gleitet die Musik nicht langsam hinaus. Nein – sie bricht ab. Punktgenau, gemeinsam mit der letzten Gesangszeile. Ohne Nachklang, ohne Abschied. Und genau darin liegt eine stille Wucht.

Denn das, was da „neben dir steht“, bleibt nicht in Tönen zurück – es bleibt in der Stille, die folgt. Der plötzliche Stopp ist kein Verlust, sondern eine Einladung, selbst weiterzuhören. Weiterzudenken. Es ist nicht das Lied, das endet – es ist der Moment, der beginnt.

„Und auf einmal steht es neben dir“ ist kein Happy End. Es ist ein stiller Neuanfang. Kein lautes Halleluja – sondern ein leises „Vielleicht“. Und das ist oft mehr wert als jedes große Versprechen.

Blues (1929)

Wenn du nicht froh kannst denken,
Obwohl nichts Hartes dich bedrückt,
Sollst du ein Blümchen verschenken
Aufs Geratewohl von dir gepflückt.

Irgendein staubiger, gelber, -
Sei's Hahnenfuß - vom Wegesrand.
Und schenke das Blümchen dir selber
Aus linker Hand an die rechte Hand.

Und mache dir eine Verbeugung
Im Spiegel und sage: „Du,
Ich bin der Überzeugung,
Dir setzt man einzig schrecklich zu.
Wie wär's, wenn du jetzt mal sachlich
Fleißig einfach arbeiten tätst?
Später prahle nicht und jetzt lach nicht,
Daß du nicht in Übermut gerätst.“



Wer „Blues“ hört, denkt an Schwermut, an Sehnsucht, an die bittersüße Kunst, aus Kummer Klang zu machen. Und genau da holt uns Joachim Ringelnatz ab – mit einem Gedicht, das so schlicht beginnt wie ein Gespräch mit sich selbst. Kein großes Drama, keine spektakuläre Not. Nur: „Wenn du nicht froh kannst denken.“ Es gibt keinen konkreten Grund. Und gerade das macht es so real. Denn manchmal kommt das Dunkel einfach so.

Ringelnatz, der große Miniaturist des Menschlichen, stellt diesem diffusen Weltschmerz keine Philosophie entgegen, sondern einen Akt der Zärtlichkeit: Pflück ein Blümchen. Irgendeins. Vielleicht ein Hahnenfuß vom Wegesrand. Und schenk es dir selbst – von der linken an die rechte Hand. Eine Geste, so klein wie groß.

Kindlich, albern, anrührend. Und zutiefst heilsam.

Dann folgt der zweite Teil – der innere Monolog. Ringelnatz lässt uns in den Spiegel treten, mit uns selbst reden: „Du setzt man einzig schrecklich zu.“ Das ist kein Pathos, das ist Mitgefühl mit dem eigenen Ich. Und zugleich ein Aufruf zur Sachlichkeit. Tu was. Arbeite. Klage nicht. Und vor allem: Lache nicht zu laut. Denn auch Übermut ist ein Abgrund.

Es ist die sanfte, hintergründige Pädagogik eines Menschen, der weiß, wie leicht man kippt – in die Melancholie oder ins Zuviel. Die Musik – sie ist nicht Begleitung, sie ist die Seele dieses Textes. Sie kommt nicht aus einem Studio, sondern scheint direkt aus der Preservation Hall in New Orleans zu stammen. Aus jenem Ort, an dem der Blues in seiner ursprünglichsten, rohesten Form überlebt hat. Klavier, Trompete, Schlagzeug und eine Stimme, die klingt wie eine weibliche Version von Louis Armstrong: tief, rau, voll Wärme – und voller Leben. Keine Klarinette, keine Tuba, – nichts, was ablenkt. Nur das Wesentliche.

Die Trompete spricht in gebrochenen Melodien, fast wie ein seufzender Freund. Das Schlagzeug geht mit, aber niemals voran. Es hält nur den Puls – nicht schneller als nötig.

Und die Stimme? Die singt nicht, sie spricht im Takt, mit Musik im Blut und Schmerz in der Kehle. So klingt Trost, wenn er keine großen Worte macht.

So klingt Mut, wenn er sich nicht als solcher ausgibt.

Das Wort „Geratewohl“ mag sperrig sein, fast aus der Zeit gefallen. Doch die Musik hilft, es zu verstehen: Es ist das Prinzip dieses Songs. Nichts ist sicher, nichts geplant. Man pflückt, man schenkt, man lebt – auf Geratewohl.

Und so wird aus einem kleinen Gedicht eine große Lebenshilfe. Eine Selbstermutigung, verpackt in Melancholie und Jazz. Kein falsches Licht, kein großer Rat. Nur ein Lied, das sagt: Du bist nicht allein in deiner Traurigkeit. Und wenn du willst, dann tanz – mit einem Hahnenfuß in der Hand, mit dem Spiegelbild im Blick, mit dem Blues im Ohr.

Deutsch-Französische
Verbrüderungshymne

In Paris bin ich gewesien,
In Paris, der großen Stadt.
In Paris bin ich gewesien,
Das so schöne Türme hat.

Manche Mädchen sind gekommen,
Lockten mich mit Gruß und Kuß -
Doch ich hab sie nicht genommen,
Weil man sie bezahlen muß.
Und ich dachte an die Heimat,

An die Heimat treu und gut,
An die teure deutsche Heimat,
Wo man es aus Liebe tut ...



Wenn ein deutscher Dichter das große Thema „deutsch-französische Freundschaft“ aufgreift, dann erwartet man vielleicht Pathos, große Geste, weinselige Schwüre von Völkerverständigung – oder zumindest einen kulturell fein ausbalancierten Handschlag.

Aber wenn dieser Dichter Joachim Ringelnatz heißt, dann kommt es natürlich anders. Denn was er da verfasst hat, ist keine Hymne – sondern eine kleine, scharfzüngige Szene aus Paris, verpackt in ein paar knappe Strophen, deren scheinbare Naivität täuscht. Oder besser: maskiert.

„In Paris bin ich gewesen“ – allein dieser Einstieg genügt, um klarzumachen: Hier spricht kein Weltreisender, kein Diplomat, sondern ein Beobachter. Ein staunender, vielleicht etwas unbeholfener – aber sehr genauer Beobachter. Einer, der nicht von Mythen lebt, sondern von Wirklichkeit. Und diese Wirklichkeit spielt sich nicht in Palästen oder auf Konferenzen ab – sondern auf der Straße. Dort, wo Türme schön sind, Mädchen locken, und das Leben seinen Preis hat.

Die französischen Damen, so erfahren wir, sind charmant – aber nicht gratis. Und schon ist sie da, die Verschiebung, der Bruch im schönen Bild. Der Erzähler lehnt höflich ab – „Weil man sie bezahlen muss.“

Und denkt stattdessen an die deutsche Heimat. Die sei „treu und gut“, und vor allem: dort „tut man es aus Liebe.“

Was vordergründig wie ein Kompliment an die Heimat klingt, wird bei Ringelnatz nie zur bloßen Nationalromantik. Nein – es ist ein ironisches Spiel mit Moral, Doppelmoral, und dem ewig deutschen Bedürfnis, sich im Ausland ein bisschen überlegen zu fühlen. Gerade in der Liebe. Und gerade gegenüber den „leichtfertigen Franzosen“.

Doch Vorsicht: Ringelnatz richtet den Finger nicht auf „die anderen“ – sondern auf uns selbst. Denn natürlich weiß auch der Dichter: Es gibt keine klaren Grenzen zwischen käuflicher und kostenloser Zuneigung. Zwischen Heimatgefühl und Bequemlichkeit. Zwischen Treue und Selbstbetrug.

Genau diese Grauzone ist es, die das Gedicht so reizvoll macht. Es ist kein Urteil – es ist eine Beobachtung. Mit einem Schmunzeln.

Und die Musik? Die spielt ein eigenes Spiel.

Die Musik macht daraus ein köstliches Schauspiel. Denn sie beginnt – und das ist wirklich ein Geniestreich – mit dem, was man sofort als „typisch französisch“ erkennt. Da tänzelt das Akkordeon über weiche Harmonien, eine Melodie schwingt, wie man es aus einem Straßencafé an der Seine erwarten würde. Man sieht fast den rot karierten Sonnenschirm und riecht die Baguettes.

Doch genau in dem Moment, wo man sich zurücklehnen will, beginnt der Text. Und dann wird klar: Das hier ist keine Hommage – sondern eine Parodie mit liebevollem Unterton. Die Musik bleibt französisch gefärbt, aber sie überzeichnet sich selbst. Aus dem Chanson wird ein musikalisches Grinsen. Es marschiert nicht, es tänzelt – aber es macht das mit einem Augenzwinkern, als wüsste es genau, dass wir zuhören und anfangen, zu vergleichen.

Denn genau darum geht es: um den Vergleich. Zwischen Frankreich und Deutschland. Zwischen Bezahlkuss und Heimattreue. Zwischen Reiz und Rückzug. Das Lied wirft uns nicht vor, dass wir urteilen – es zeigt uns nur, wie schnell wir's tun. Und wie willkürlich die Maßstäbe oft sind.

„Deutsch-Französische Verbrüderungshymne“ klingt also zuerst wie ein Brückenschlag – ist aber eher ein Balancieren auf dieser Brücke. Es ist kein diplomatischer Vertrag. Kein programmatischer Friedensaufruf. Sondern eine kleine Szene mit großem Humor – ehrlich, lakonisch, schlitzohrig.

Ein Lied, das vorgibt, über zwei Länder zu sprechen – und doch ganz viel über uns selbst sagt. Über unsere Bilder, unsere Erwartungen.

Und über das ewige Spiel zwischen Nähe und Distanz.

So wird aus der Hymne ein Baguette mit Butter – außen französisch, innen deutsch, und dazwischen: ein Ringelnatz, der alles miteinander verbindet.



Olympische Hymne

Jauchzend steigt die Olympiade,
Olympiade unsrer Zeit!
Alles wartet der Parade.
Chöre harren klangbereit.

In Begeisterung sich heben
Muß beim Anmarsch solcher Macht
Rechts und Links das Volk. Es beben
Ihre Herzen welterwacht.

Nur mit Geist kann Leib gedeihen.
Geist erstarkt an Mut und Kraft.
Einen beide sich, dann weihen
Leben sie, das Leben schafft.

Nicht der Zorn soll Muskeln schwellen,
Aber jugendheißes Spiel.
Tretet an, ihr Kampfgesellen!
Zieht mit Gott zum edlen Ziel.



Wenn wir heute das Wort „Hymne“ hören, denken wir an große Gesten. An Fanfaren, an Stolz, an Aufmärsche vielleicht. An den Versuch, das Erhabene in Klang zu fassen. Und wenn man dann liest, dass Joachim Ringelnatz – ausgerechnet Ringelnatz! – eine „Olympische Hymne“ verfasst haben soll, dann ahnt man schon: Da stimmt etwas nicht.

Und tatsächlich – dieses Gedicht ist kein Lobgesang auf den Geist der Spiele. Es ist ein Trojanisches Pferd aus Versen.

Die Geschichte ist so hintersinnig wie genial: 1934, kurz vor seinem Tod, verfasste Ringelnatz unter dem Pseudonym Erwin Christian Stolze ein Gedicht, das er anonym zu einem Wettbewerb für ein offizielles „Weihelied“ der Olympischen Spiele einreichte. Der Text klingt auf den ersten Blick wie aus dem Repertoire einer Propagandabroschüre: Volk, Geist, Kraft, Gott, Parade – die ganze martialisch-patriotische Vokabelkiste ist versammelt.

Doch der Schein trügt. Erst posthum offenbarte seine Frau Leonharda, liebevoll Muschelkalk genannt, ein verborgenes Juwel aus seinem Nachlass: ein subtiles, persönliches Spiel mit dem Feuer der Zeitgeschichte.

Denn was nach Anpassung klingt, ist in Wahrheit ein Akt der literarischen Subversion. Der Text ist ein Akrostichon – die Anfangsbuchstaben jeder Verszeile ergeben: Joachim Ringelnatz. Wer also ganz genau hinsieht, erkennt den wahren Urheber. Und damit auch: seine Haltung. Denn das ist kein Zufall, kein Gag – das ist ein verstecktes Manifest.

Noch schärfer wird die Sache, wenn man das Pseudonym betrachtet: Erwin Christian Stolze. Nur ein Name? Mitnichten. Denn als Anagramm gelesen, ergibt dieser Name den Satz: „Wer ein Nazistrolch ist.“ Ringelnatz, der nie ein politischer Lyriker war, meldet sich hier mit einer kryptischen Klarheit zu Wort, wie sie mutiger kaum sein könnte.

Und dann kommt die Musik.

Was könnte besser passen als eine feierlich-epische Komposition, die all das „Weiheliedhafte“ dieses Gedichts aufgreift – nur um es gleichzeitig zu überhöhen? Der Sound dieser Vertonung ist groß. Weit. Aufgeladen mit Pathos. Er trägt den Text auf Händen – und macht doch deutlich, dass diese Hände ein wenig zittern. Denn mit jedem Takt wird spürbarer: Diese Musik will nicht einfach ehren. Sie will entlarven.

Da sind Fanfaren, die nicht stolz, sondern beinahe theatralisch klingen. Da ist ein Chor, der marschiert, aber nicht triumphiert. Und da ist eine Melodieführung, die etwas Festliches vorgibt – und dabei einen ironischen Unterton mitschwingen lässt, wie ein leicht schiefer Ton in einem scheinbar perfekten Orchester.

Gerade diese musikalische Grandeur macht das Gedicht noch eindrucksvoller. Sie hebt es auf eine Bühne, auf der sich das Spielerische mit dem Kritischen verbündet. Das ist kein Klamauk, kein Schabernack.

Das ist Satire, die sich in die Uniform schleicht – und dort nicht nur in sich hineingrinst oder lächelt, Nein, man meint fast, sie laut lachen zu hören.

Man könnte sagen: Diese Hymne steht wie eine Statue auf dem Platz der Geschichte. Aber ihr Kopf lässt sich drehen. Und wer genau hinschaut, sieht: Er lacht.

„Olympische Hymne“ ist ein Denkmal – aber keines aus Bronze. Sondern eines aus Sprachwitz, Mut und feiner Ironie. Es zeigt einen Ringelnatz, der mit dem Rücken zur Zeit steht – und doch mitten im Sturm.

Ein Dichter, der die Regeln mitspielt – nur um sie aufzulösen. Der sich tarnt, um aufzufallen. Der ein Spiel mit dem Feuer der Ideologie wagt – mit nichts als einem Stift in der Hand. Als Dichter, der mit Sprachwitz und Tarnung ein Zeichen setzte – gegen den Zeitgeist, gegen den Gehorsam, und mit dem unerschütterlichen Glauben an den freien Geist.

Wir sind, sagen die Lauen

Wir sind, sagen die Lauen,
Wir sind nicht objektiv.
Wir sollten doch tiefer schauen,
Doch schauen, ob nicht tief
Am Nazitum was dran sei,
Ob Hitler nicht doch ein Mann sei.
Wir haben alles erwogen,
Wir wussten alles zuvor,
Mal hat man uns nicht betrogen,
Man machte uns nicht vor,
Dass rechts links und gerade schief sei
Und dass alles relativ sei.

Unrelative Lumpen hausen bei uns zu Haus,
Und hauen das Land in Klumpen.
Ist relativ der Graus?
Da sollen wir objektiv sein,
Wir sollen so naiv sein!

Wir kennen die einfache Wahrheit,
Wir sehen durch ein scharfes Glas.
Und unsere Lehre ist Klarheit.
Und unsere Lehre ist Hass.
Der Hass, der groß und weitsichtig ist,
Der schaffende Hass der wichtig ist.

Wir haben alles erwogen,
Wir wussten alles zuvor,
Mal hat man uns nicht betrogen,
Man machte uns nicht vor,
Dass rechts links und gerade schief sei
Und dass alles relativ sei.



Stellen Sie sich vor, Joachim Ringelnatz hätte eine Gitarre in der Hand gehabt. Nicht zum Schrammeln am Hafen, sondern auf einer Bühne. Zusammen mit einer Gruppe von Mitstreitern. In einem Club. Bei einer Demonstration. Stellen Sie sich vor, er hätte seine Verse nicht hinter Metaphern versteckt, sondern laut herausgerufen. Dann, ja dann, hätte es vielleicht so geklungen wie in diesem Lied: „Wir sind, sagen die Lauen.“

Ein Text, den Ringelnatz nie veröffentlichte. Ein Gedicht, das erst nach seinem Tod auftauchte. Und das überrascht – in Ton und Haltung. Denn hier ist nichts verspielt. Nichts verklausuliert. Kein Wortspiel, kein Seemannsschnack, kein ironischer Seitenhieb.

Was hier spricht, ist eine klare Stimme. Eine wütende. Eine entsetzte. Eine, die sich abwendet von der bequemen Mitte – und hin zu Haltung. Zu Widerstand. Zu dem, was unausweichlich war.

„Wir sind nicht objektiv“, heißt es da. Und das ist nicht etwa eine Schwäche. Es ist ein Bekenntnis. Denn wer objektiv bleibt, während das Land brennt, macht sich mitschuldig. Der Text rechnet ab – mit den Zaudernden, den Relativierern, den ewig Abwägenden. Jenen, die „alles erwogen“ haben – und doch zu keinem Urteil kamen. Jenen, die lieber den moralischen Spagat wagen, als Position zu beziehen.

Die Verse sind hart. Keine Reime zum Schmunzeln – sondern Schlagzeilen in Versform. „Wir kennen die einfache Wahrheit.“ „Unsere Lehre ist Hass.“ Kein Hass der Vernichtung – sondern der Erkenntnis. Der sich erhebt gegen das Wegsehen. Gegen das Abwiegeln. Gegen das „Man-wird-doch-noch-fragen-dürfen“.

Und die Musik?

Die Musik tut das einzig Richtige: Sie stellt sich nicht zwischen den Text und das Publikum. Sie stellt sich dahinter. Verstärkt ihn. Schiebt ihn nach vorn. Wir hören keinen einzelnen Sänger – wir hören Stimmen. Viele. Junge. Klare. Entschlossene. Es ist ein Chor des Protestes. Kein Wohlklang – sondern Widerhall.

Die Instrumentierung ist roh, fordernd, direkt. Kein geschliffener Pop, keine süße Harmonisierung. Sondern Rhythmus wie ein Herzschlag im Ausnahmezustand.

Man hat das Gefühl, dieser Song wäre heute entstanden. In einer Zeit, in der das Wegschauen wieder salonfähig wird. In der man sich hinter „Neutralität“ verschanzt.

Ringelnatz – der sonst mit Humor durch den Irrsinn balancierte – steht hier plötzlich in der ersten Reihe. Diesmal ohne Matrosenanzug, ohne Clowns-nase, ohne Tarnkappe. Ohne alles. Nur mit Worten, die sitzen. „Unrelative Lumpen hausen bei uns zu Haus.“ „Ist relativ der Graus?“

Diese Fragen sind nicht rhetorisch. Sie sind ein Aufruf. Eine Einladung zur Klarheit. Zum Standpunkt.

Dieses Lied ist ein Aufschrei – und eine Absage. An die Lauen. An das ewige Sowohl-als-auch. Es ist ein Mutlied. Ein Nein, das sich nicht duckt.

Ein Lied wie ein Aufschrei in der Nacht: gegen das Wegsehen, gegen das Abwiegeln, für das klare Wort, wenn alles andere schweigt.

Nie wieder ist JETZT!

Und ja – es ist Ringelnatz. Auch wenn man es vielleicht nicht sofort hört. Denn auch das ist seine Größe: Er war nicht nur der Possenreißer mit dem Pinselbart. Er war ein Zeitzeuge. Und ein Mahner, wenn es sein musste.

An dich (1933)

Der du meine Wege mit mir gehst,
jede Laune meiner Wimper spürst,
meine Schlechtigkeiten duldest und verstehst -
weißt du wohl, wie heiß du oft mich rührst?

Wenn ich tot bin, darfst du gar nicht trauern.

Meine Liebe wird mich überdauern
und in fremden Kleidern dir begegnen.

Und dich segnen.



Ein Lied wie eine Berührung – leise, zärtlich, über alle Grenzen hinweg.

Es gibt Gedichte, die nicht laut vorgetragen werden wollen. Man liest sie wie durch angehaltenen Atem. „An dich“ ist ein solcher Text. Kein großes Bekenntnis, keine pathetische Geste – sondern ein inniger Dank. Ein stilles Wissen um Verbundenheit, das in wenigen Zeilen eine ganze Lebensgemeinschaft spiegelt.

„Der du meine Wege mit mir gehst, jede Laune meiner Wimper spürst“ – schon dieser erste Vers enthält alles: Nähe, Vertrauen, Alltäglichkeit und das leise Staunen darüber, dass es jemanden gibt, der all das mitträgt. Ringelnatz nennt keinen Namen, keine Rolle – es heißt einfach „du“. Und gerade deshalb ist dieses Gedicht so offen: Es kann dem Lebensmenschen gelten, der Partnerin, dem Freund, der Schwester, oder auch sich selbst im Spiegel. In einer anderen Version fügte Ringelnatz zwei Zeilen hinzu:

„Lebe, lache gut! / Mache deine Sache gut!“

Mit diesen Worten richtet sich das Gedicht explizit an seine Frau Leonharda, die er liebevoll „Muschelkalk“ nannte. In dieser Variante trägt es den Titel „An M.“ – ein Zeichen der ganz persönlichen Widmung.

Inhaltlich ist es dennoch mehr als nur ein Liebesgedicht. Es ist ein Text über Vertrauen – über das Bleiben, über das Dasein, über das Vergehen und darüber, dass Liebe nicht endet, wenn ein Leben endet. „Meine Liebe wird mich überdauern und in fremden Kleidern dir begegnen“ – das ist mehr als Trost. Das ist ein poetischer Schwur auf die Kraft der Zärtlichkeit.

Die musikalische Umsetzung fängt genau diesen Ton ein. Sie beginnt leise, getragen vom Klavier. Die Harmonien sind schlicht, zurückgenommen, fast tastend – wie ein Gespräch, das erst den Mut finden muss, ausgesprochen zu werden. Und dann, nach wenigen Takten, setzt das Cello ein. Zärtlich, weich, tragend. Nicht als Hauptstimme, sondern als Hilfe – als wolle es der Singstimme beistehen, die Last der Worte nicht allein zu tragen.

Es entsteht eine musikalische Intimität, wie sie selten ist: Das Cello schmiegt sich nicht aufdringlich an, sondern bietet Stütze. Es hält aus, es hält mit. Und darin liegt große Kraft. Man spürt in jedem Ton: Hier geht es nicht um musikalisches Zurschaustellen, sondern um das Gemeinsame – so wie es auch im Text darum geht.

Am Ende verstummt der Text – und die Musik bleibt noch einen Moment. Sie verabschiedet sich nicht laut, sondern trägt hinaus, was gesagt wurde. Und das bedeutet: Liebe endet nicht. Sie geht weiter – in anderen Formen, in anderen Gesten, in „fremden Kleidern“, wie Ringelnatz es nennt.

„An dich“ – oder „An M.“ – ist keine Hymne. Es ist ein Brief. Ein leiser, warmer, tiefer Brief. Einer, den man vielleicht nicht jeden Tag liest, aber den man nicht vergisst.

Die Rakete und der Kater (1924)

Hui! Die Rakete stieg. Sie fauchte
Am Dach vorbei und höher. Glühend jung.
Bis sie in wundervollem Linienschwung
In ferne, dunkle Abendwolken tauchte.
Auf jenem Dache saß ein schwarzer Kater.
Der sah die schöne Linie, und was tat er?
Zunächst: er fauchte ebenfalls.
Dann dehnte er sich, reckte seinen Hals.
Dann krümmte er den Buckel, hob ein Ohr
Und streckte seinen Schweif graziös empor,
Um jene schöne Linie nachzumachen.
Doch die Rakete oben barst vor Lachen.
Da warf sich unser schwarzer Kater
Wild auf den Rücken. Und was tat er?
Was tat er außer sich vor Wut?
Nun, was man sonst gewöhnlich nicht
Gerade auf dem Rücken liegend tut.
Er tat es kräftig, tat es reichlich, gut;
Er hatte kurz zuvor zu Haus
Zwei Babyflaschen ausgesogen.
Doch jenen herrlichen Raketenbogen - -
Nein, nein, den kriegte er nicht raus.



Der offizielle Titel dieses Liedes ist: „Die Rakete und der Kater“. Der Untertitel, so darf man sich das mit einem Augenzwinkern vorstellen: „Kater Tom“ – eine liebevolle Anspielung auf den legendären Major Tom aus dem gleichnamigen Hit von Peter Dinklage. Doch wo Major Tom in die Umlaufbahn entschwebt, bleibt Kater Tom mit allen vier Pfoten auf dem Dach. Und das ist gut so. Denn was da passiert, ist ein kleines Drama im Stil von Ringelmatz: kosmisch-komisch.

Worum geht es? Eine Rakete steigt auf. Elegant, kraftvoll, glühend. Sie durchschneidet den Himmel in perfekter Linie. Und unten auf dem Dach sitzt unser Kater. Schwarz, aufmerksam, eitel. Er sieht diesen Aufstieg – und versucht, es ihr gleichzutun. Er faucht. Er reckt sich. Er spannt den Rücken, hebt das Ohr, kringelt den Schweif. Und? Es klappt nicht. Die Rakete, oben im Himmel, lacht. Der Kater tobt. Und – sagen wir mal: lässt sich sehr katzentypisch gehen.

Was wie eine absurde Tiergeschichte beginnt, wird bei näherem Hinsehen zur Parabel. Über Größenwahn. Über Nachahmung. Über das Verlangen, etwas zu erreichen, das einfach nicht zu uns gehört. Die Rakete steht für Technik, Fortschritt, Triumph – das moderne Hoch hinaus.

Der Kater steht für den sehnstüchtigen, kleinen Zuschauer, der davon träumt, mitzuhalten. Und der scheitert. Komisch. Würdevoll. Und der trotzdem nicht aufhört, es zu versuchen. Denn auch, wenn er den Raketenbogen nicht hinkriegt: Er gibt sich nicht geschlagen. Er tut, was er kann. Und zwar gründlich. Und mit vollem Magen, denn, wie wir hören: Zwei Babyflaschen hat er vorher noch geleert. Doch unter dem Witz steckt, wie so oft bei Ringelmatz, mehr. Der Kater steht für den kleinen Träumer in uns, der mit ganzem Herzen Großes nachahmen will – aber an der eigenen Natur scheitert.

Musikalisch wird dieses absurde Weltraummärchen mit viel Witz und Gespür für Atmosphäre umgesetzt. Die Musik zitiert die Ästhetik der Raumfahrt – allerdings nicht den heldenhaften Hollywood-Soundtrack, sondern die durchgeknallte Variante: verspielt, elektronisch, leicht überdreht. Ganz so, als hätte ein Kater die Steuerung des Synthesizers übernommen.

Wir hören Anklänge an klassische Sci-Fi-Klänge, kleine Synthie-Momente, ein Auf und Ab im Takt des Raketenflugs. Das Ganze bewegt sich irgendwo zwischen Retro-Zukunft, Comic-Charme und Katzengrazie. Der Sound ist nicht nur Begleitung – er ist Kommentar. Es gibt Spannungsaufbau, Raketenlärm, eine steigende Klanglinie – und dann, wenn der Kater einsetzt, eine herrlich schräge Wendung. Die Musik macht klar: Wir nehmen das hier ernst – aber nicht zu ernst. Die Stimme bleibt erzählend, trocken, fast wie ein Kommentator bei einem schiefgegangenen Startversuch. Man merkt: Diese Rakete fliegt nicht nur – sie grinst. Und genau darin liegt der Charme: Der Text darf wirken. Und wir dürfen lachen. Nicht über den Kater – sondern mit ihm.

Auch die gesangliche Interpretation spielt mit: Kein Drama, keine große Geste. Es ist ein Lied, das sich selbst nicht zu ernst nimmt – aber den Kater, ja, den nimmt es ernst. Sehr sogar. Denn in seiner Wut, seiner Nachahmung, seinem hilflosen Versuch liegt etwas zutiefst Menschliches. Oder sollte man sagen: etwas zutiefst Kätzisches?

Ein Lied, das nicht in den Orbit schießt, aber trotzdem abhebt. Und das uns daran erinnert, dass große Träume auch dann wertvoll sind, wenn sie am Ende mit Milchbauch auf dem Dach landen.

Aus meiner Kinderzeit (1927)

Vaterglückchen, Mutterschößchen,
Kinderstübchen, trautes Heim,
Knusperhexlein, Tante Rös'chen
Kuchen schmeckt wie Fliegenleim.

Wenn ich in die Stube speie
Lacht mein Bruder wie ein Schwein
Wenn er lacht, haut meine Schwester,
Wenn sie haut, weint Mütterlein.

Wenn die weint, muss Vater fluchen.
Wenn er flucht, trinkt Tante Wein
Trinkt sie Wein, schenk sie mir Kuchen:
Wenn ich Kuchen kriege, muss ich spein.



Ein Lied wie ein Puppenhaus mit Sprengsatz. Zart gezimmert – und plötzlich fliegt die Tür aus dem Rahmen.

„Vaterglückchen, Mutterschößchen, Kinderstübchen, trautes Heim“ – was für ein Beginn! Sanft, harmlos, fast zuckrig. Man fühlt sich zurückversetzt in ein Kinderzimmer aus früheren Zeiten: gestickte Namensschilder auf den Kissen, ein Fliegenpilz auf der Kommode, irgendwo im Hintergrund ein Grammophon, das eine Spieluhr-Melodie abspielt. So klingt es. So fühlt es sich an.

Und dann kommt – Joachim Ringelnatz.

Denn was dieser Meister der doppelten Böden hier anstellt, ist nichts weniger als ein groteskes Familienportrait im Gewand eines Abzählreims. Kaum ist man hineingewogen in die wohlige Sprache der Kindheit, kippt das ganze Idyll. Statt Heimgelikeit gibt es Speichel. Statt Lachen ein Schreien. Statt Frieden ein absurdes, fast mechanisch ablaufendes Eskalations-Karussell, das sich mit jeder Zeile schneller dreht.

Ringelnatz baut diese Verse wie eine Kettenreaktion. Der eine spuckt, der andere lacht, die nächste haut, jemand weint, der Nächste flucht, eine andere trinkt – und am Ende landet der Erzähler wieder beim Kuchen, nur um ihn erneut zu erbrechen. Es ist ein Kreislauf der Absurdität, ein feines, bitteres Panoptikum häuslicher Unlogik.

Die musikalische Umsetzung greift das auf – und wie!

Zu Beginn erklingen Violinen: weich, kindlich, fast einschläfernd in ihrer Harmlosigkeit. Ein Klang, der uns glauben machen will, wir seien bei einer Aufführung im Schulorchester, bei der gleich „Alle meine Entchen“ gespielt wird. Doch genau diese naive Einleitung ist Teil der Inszenierung. Denn was folgt, ist kein Spaziergang durchs traute Heim – sondern ein Sturz durch die Etagen familiärer Verdrängung.

Die Musik bleibt formal korrekt – aber emotional unzuverlässig. Sie begleitet ein Desaster mit einem Lächeln. Wie ein höflicher Ober, der ein brennendes Tablett serviert. Je grotesker der Text wird, desto mehr scheint sich die Musik zu weigern, darauf zu reagieren – und genau dadurch entsteht ein ironischer Spalt. Die Diskrepanz zwischen Ton und Inhalt wird zur Pointe.

Man könnte sagen: Dieses Lied ist ein Kabinettstück kindlicher Weltsicht. Es erzählt nicht in Metaphern, sondern in Konkreta – aber diese sind so exakt gewählt, dass sie zu Symbolen werden: für die Heimlichkeiten der Erwachsenen, für die verdrückten Spannungen, für die verborgenen Zirkusse im Wohnzimmer. Und für das kindliche Auge, das nichts überhöht – aber alles merkt.

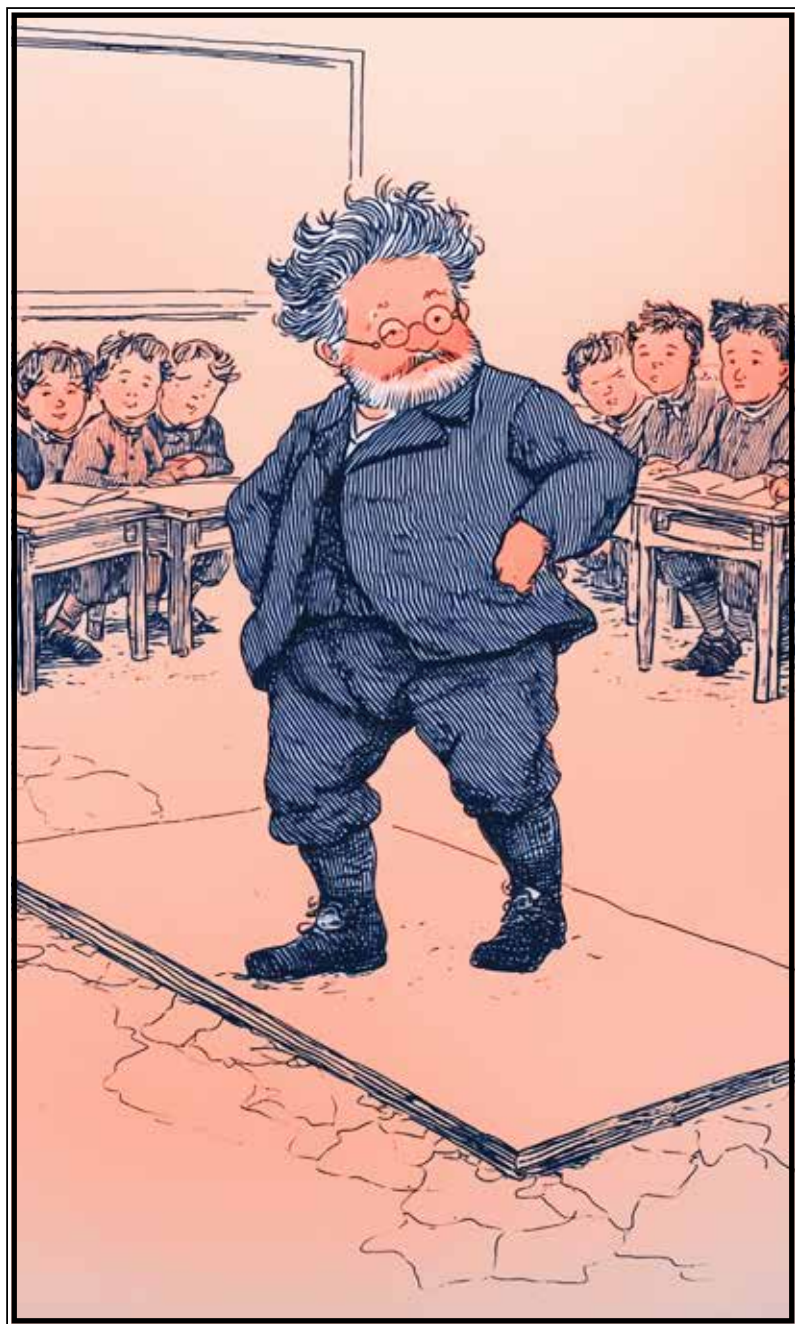
„Aus meiner Kinderzeit“ ist also kein Kinderlied. Es ist ein Lied über das Kindsein in einer Welt, die vorgibt, heil zu sein – und dabei an ihren eigenen Regeln scheitert. Die Erwachsenen versuchen, das System aufrechtzuerhalten. Das Kind aber spuckt hinein – und bringt es damit ans Licht.

An meinen Lehrer (1910)

Ich war nicht einer deiner guten Jungen.
An meinem Jugendtrotz ist mancher Rat
Und manches wohlgedachte Wort zersprungen.
Nun sieht der Mann, was einst der Knabe tat.

Doch hast du, alter Meister, nicht vergebens
An meinem Bau geformt und dich gemüht.
Du hast die besten Werte meines Lebens
Mit heißen Worten mir ins Herz geglüht.

Verzeih, wenn ich das Alte nicht bereue.
Ich will mich heut wie einst vor dir nicht bücken.
Doch möchte ich dir für deine Lehrertreue
nur einmal dankbar, stumm die Hände drücken.



Joachim Ringelnatz war kein Musterschüler – das behauptet er zumindest selbst. Und wahrscheinlich war das sogar eine Auszeichnung. Denn „An meinen Lehrer“ ist kein Gedicht für die Tafel, sondern für das Leben danach. Kein feierliches Loblied auf das Lehramt, sondern eine späte, leise Verbeugung vor einem Lehrer, dessen Worte einst verhallten – und heute im Innersten nachklingen.

„Ich war nicht einer deiner guten Jungen“, heißt es gleich zu Beginn. Da steht er also – der ehemalige Schüler, der einst lieber gezeichnet oder gezweifelt hat, oder davongelaufen ist – und sieht sich plötzlich gezwungen, Rückschau zu halten. Nicht aus Sentimentalität, sondern aus einer neuen Einsicht heraus: Damals hat er's nicht kapiert. Jetzt schon.

Und doch: Kein Rückzieher. Keine Reue. Nur Respekt. Und der wird nicht mit roten Rosen ausgedrückt, sondern mit der Geste eines Mannes, der nicht gerne kuschelt – aber anerkennt, wenn jemand einen Unterschied gemacht hat. „Ich will mich heut wie einst vor dir nicht bücken. / Doch möchte ich dir für deine Lehrertreue / nur einmal dankbar, stumm die Hände drücken.“

Genau dieses Spannungsverhältnis – zwischen Stolz und Dank, zwischen Trotz und Anerkennung – ist es, das die Vertonung kongenial aufnimmt. Statt Streicher: Beats. Statt Harmonien: Reimketten.

Die Musik kommt aus dem Bauch: Hip-Hop. Nicht weichgespült, nicht gefällig. Ein kantiger Beat, der anklopft wie eine Faust auf dem Schulhof. Der Flow ist trocken, schnörkellos, geradeaus – und genau deshalb glaubwürdig. Hier rappt niemand, der gefallen will. Hier wird gesprochen, gerhymt, gespiegelt – mit Haltung.

Die Produktion wirkt fast minimalistisch: ein treibender Rhythmus, punktgenaue Einsätze, keine übertriebene Dramatik. Denn dieser Text braucht kein Pathos. Er braucht Luft. Raum.

Und eine Bühne, auf der Ringelnatz sich mit Hoodie, Heft und Haltung zeigen darf. Vielleicht sitzt er am Rand, vielleicht steht er plötzlich auf, vielleicht ruft er: „Du hast recht gehabt.“

Aber so leise, dass es nur der Lehrer hört.

Und was macht diese Musik so besonders? Sie nimmt den alten Text ernst – aber nicht ehrfurchtsvoll. Sie lässt ihn leben. In einem neuen Raum, mit einer neuen Sprache, aber ohne ihn zu verbiegen. So, wie ein Schüler vielleicht einen Lehrer im Rückblick besser versteht, weil er heute weiß, wie schwer es ist, durchzukommen – mit Worten, mit Werten, mit Liebe zum Fach.

„An meinen Lehrer“ ist deshalb mehr als ein poetisches Schulterklopfen. Es ist ein Statement. Für Bildung, die wirkt – auch wenn sie nicht sofort ankommt. Für Autorität, die nicht schreit, sondern bleibt. Für Lehrer, die nicht auf Beifall warten – aber manchmal einen Applaus verdient hätten. Auch, oder gerade, von denen, die sie früher in den Wahnsinn getrieben haben. Ein Song für alle, die nach vorn schauen – und dabei zurückwinken.

Und ein dickes Dankeschön für alle Lehrer, die vielleicht nie genau wussten, was sie bewirkt haben – bis heute.

Ohrwurm und Taube (1912)

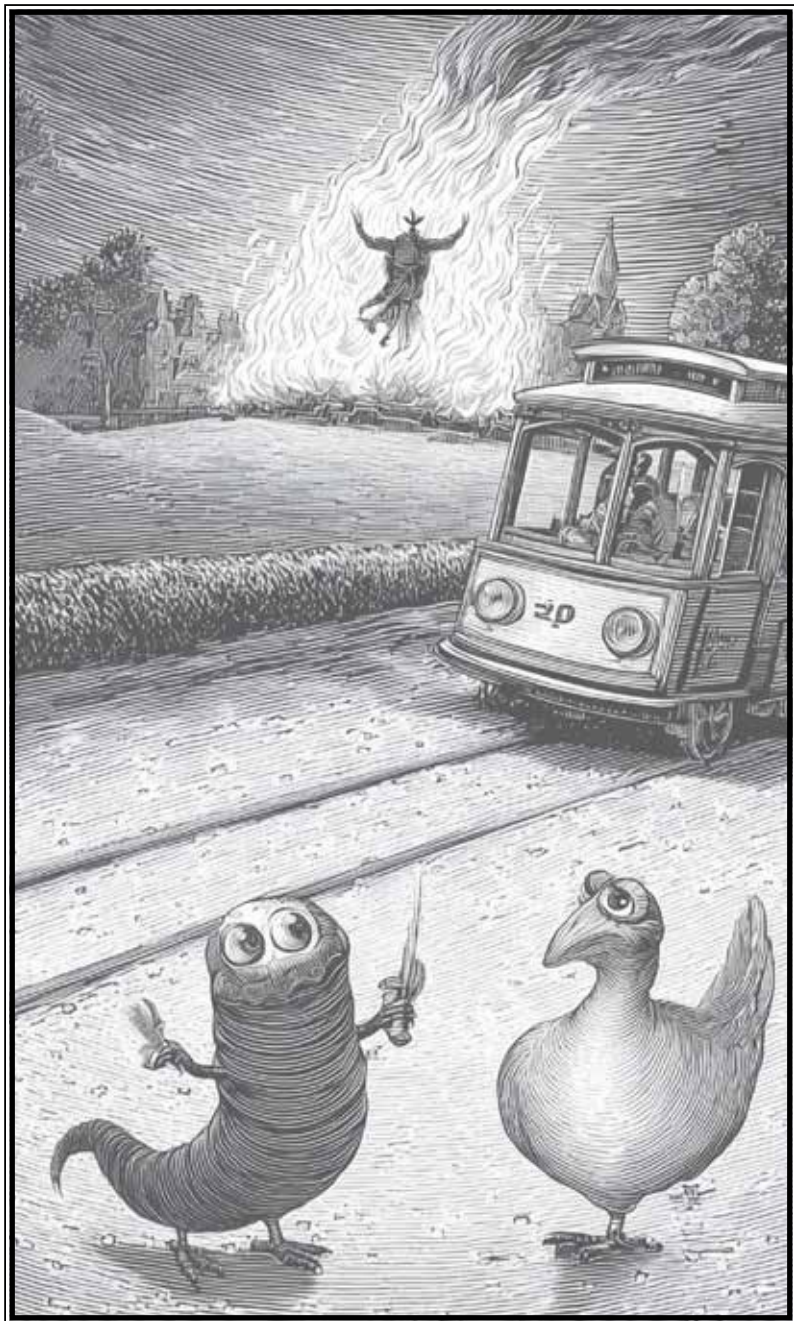
Der Ohrwurm mochte die Taube nicht leiden.

Sie haßte den Ohrwurm ebenso.

Da trafen sich eines Tages die beiden
in einer Straßenbahn irgendwo.

Sie schüttelten sich erfreut die Hände
und lächelten liebenswürdig dabei
und sagten einander ganze Bände
von übertriebener Schmeichelei.

Doch beide wünschten sie sich im stillen,
der andre möge zum Teufel gehn,
und da es geschah nach ihrem Willen,
so gab es beim Teufel ein Wiedersehn.



Manchmal beginnt die Hölle mit einem Lächeln. Joachim Ringelnatz wusste das – lange bevor Smalltalk zur Alltagskultur wurde. Sein Gedicht „Ohrwurm und Taube“ bringt das Kunststück fertig, Höflichkeit und Abscheu in einem Atemzug zu zeigen. Zwei Figuren – freundlich, gesprächsbereit, mit den besten Manieren ausgestattet – wünschen sich insgeheim gegenseitig zum Teufel. Und der Teufel? Der wartet schon.

Der Ohrwurm und die Taube sind keine biologischen Figuren in einem Naturgedicht. Sie sind vielmehr Typen: Platzhalter für all die Begegnungen, in denen Menschen einander anlachen und innerlich abgrundtief verachten. Und das mit größter Kunstfertigkeit. Man kennt das: höfliche Worte, liebe Gesten – und darunter ein subtiles Grollen. Ringelnatz, der große Menschenkenner, hat aus dieser alltäglichen Doppelmoral ein Kurzdrama gemacht – drei Strophen, ein Setting, eine Höllenfahrt.

Und die Musik? Die spielt ein doppeltes Spiel. Es ist ein Swing-Stück, leichtfüßig, fast tänzerisch. Ein Chanson aus dem Bauchladen der guten Laune. Die Melodie bleibt sofort im Kopf – was nur zu gut passt, denn schließlich handelt es sich ja um einen Ohrwurm.

Doch die musikalische Leichtigkeit ist nur die Zuckerglasur auf einem sehr bitteren Keks. Sie tarnt das Gift, das der Text tropfenweise verabreicht.

Der Song setzt auf klare Struktur: Strophe – Refrain – Strophe – Refrain. Die swingende Rhythmik lässt das Publikum fast vergessen, dass hier nicht nur gesungen, sondern mit spitzen Worten gestochen wird. Die Ironie liegt auf der Hand – und in der Musik. Die gespielte Harmonie steht im krassen Gegensatz zum emotionalen Inhalt. Die musikalische Welt ist höflich, aufgeräumt, fast salonfähig. Doch was sie trägt, ist ein kleiner, literarischer Dolch.

Und dann: die Pointe. Der Wunsch beider geht in Erfüllung. Beim Teufel sehen sie sich wieder – ein Höllenclinch unter falschen Freunden. Kein Drama, keine Explosion – nur ein letzter Satz, trocken wie ein sarkastischer Toast. So still und so böse.

Diese Kombination aus harmloser Verpackung und scharfer Aussage ist typisch Ringelnatz. Das Stück funktioniert wie eine täuschend süße Praline mit Pfefferkern. Man genießt, schmunzelt – und merkt erst im Nachgang, wie scharf es war. Und genau das macht es so zeitlos.

Denn wer kennt sie nicht, diese Gespräche in Bahnen, Büros oder beim Familienkaffee, bei denen man alles richtig macht – und doch alles falsch fühlt? „Ohrwurm und Taube“ ist ein Porträt dieser Höflichkeitsmasken. Und die Musik spielt dabei den Trickser: freundlich, freundlich, freundlich. Und dann – Zack! – schon sitzt man beim Teufel.

Ein Lied, das mit seinem Swing verführt, mit seinem Text entlarvt – und mit seiner Pointe bleibt.

Ein echter Ohrwurm. Und ein echter Ringelnatz.

Der Refrain geht ins Ohr, der Rhythmus bleibt im Bein, und ehe man sich versieht, pfeift man einen Song über Hassverbrüderung im öffentlichen Nahverkehr. Ringelnatz hätte seine helle Freude gehabt.

Ein Lied wie ein freundliches Nicken im Vorbeigehen – hinter dem ein kleiner, böser Blitz lauert. Und das Teuflische daran: Man summt es trotzdem weiter.

Bevor das letzte Lied ans Ohr und ins Herz geht, bevor der Matrosensang die Segel setzt – ist es Zeit für etwas, das uns ganz besonders wichtig ist.

Ein Dank. Kein flüchtiger, höflicher, programmatischer. Sondern ein tiefer, ehrlicher, lebenslanger Dank. Von uns – dem Projekt R!NGELNETZ – an ihn: Joachim Ringelnatz.

Denn ohne ihn gäbe es dieses Album nicht. Keine Gedichte. Keine Musik. Kein Lachen, kein Lauschen, kein Staunen. Ringelnatz war – und bleibt – der Wind in unseren Segeln. Seine Verse, seine Gedanken, seine Skurrilität und Klarheit, seine Menschenfreundlichkeit und sein Trotz: all das war für uns Kompass und Kurs zugleich.

Er hat uns gezeigt, dass Dichtung nicht abgehoben sein muss, um zu fliegen. Dass ein schiefer Reim ehrlicher klingen kann als manche glatte Wahrheit. Dass Humor eine Form von Widerstand ist. Und dass man auch mit schmutzigen Fingern Schönes schreiben kann.

Sein Humor war nie zynisch. Seine Melancholie nie sentimental. Und seine Haltung – oft verborgen hinter dem Lächeln – war klarer als viele Parolen.

Ringelnatz hat mit kleinen Mitteln große Dinge gesagt. Mit einer Nusschale von einem Vers die Wellen des Lebens durchquert. Und uns dabei nie das Gefühl gegeben, klein zu sein. Sondern gesehen zu werden – mit all dem Schrulligen, Verletzlichen, Suchenden.

Unser Projekt trägt seinen Namen – aber es trägt noch viel mehr: seine Haltung, seinen Atem, seinen Schalk. Dieses Album ist ihm gewidmet – nicht wie ein Denkmal aus Marmor, sondern wie ein Schiff aus Sprache und Klang. Ein schiefer Kahn mit Herz.

Und weil einer noch fehlt – Kuttel Daddeldu –, sei auch das gesagt: Wir haben ihm eine Buddel Rum geschickt. Und ein Versprechen: Beim nächsten Mal ist er dabei.

Danke, Joachim. Für alles.

Dein R!NGELNETZ.

Dankeschön (2025)

Wir grüßen dich – mit Hut in der Hand und Wind unterm Herzen –
vom Deck dieses kleinen, schiefen Liederkahns.

Deine Verse?

Die waren der Wind in unseren Segeln

Dein Humor?

Eine steife Brise in der trüben See des Alltags.

Du hast uns gezeigt,

wie schön ein schiefer Reim sein kann,

und dass selbst ein Ohrwurm

Haltung haben darf.

Und ja –

wir wissen, dein alter Kumpan Kuttel Daddeldu

hat sich noch nicht blicken lassen.

Der hängt vermutlich in einer Spelunke

zwischen Cuxhaven und Kalkutta,

flirtet mit der Bardame und singt Schmutzlieder.

Aber keine Sorge,

wir haben ihm schon eine Buddel Rum geschickt

und einen Platz auf dem nächsten Lied versprochen.

Als kleines Dankeschön,

und als musikalische Buddelpost,

werfen wir dir heute diesen Matrosensang ins Wasser.

Wir hätten ihn dir so gern persönlich vorgesungen –

bei Grog und Gezeiten, im Licht einer flackernden Kajütenlampe.

Aber – du warst mal wieder auf großer Fahrt.



Matrosensang (1924)

Herr Steuermann, ach Steuermann,
Mein Herz ist gar so schwer.
„So bind ein gut Stück Eisen dran
Und wirf es über Bord ins Meer.“

Ob meine schwangere Liebste weint?
Eine Trän? Zwei Trän? Drei Trän?
Ho! Meine krumme Mutter meint,
Ich sei ein reicher Kapitän.

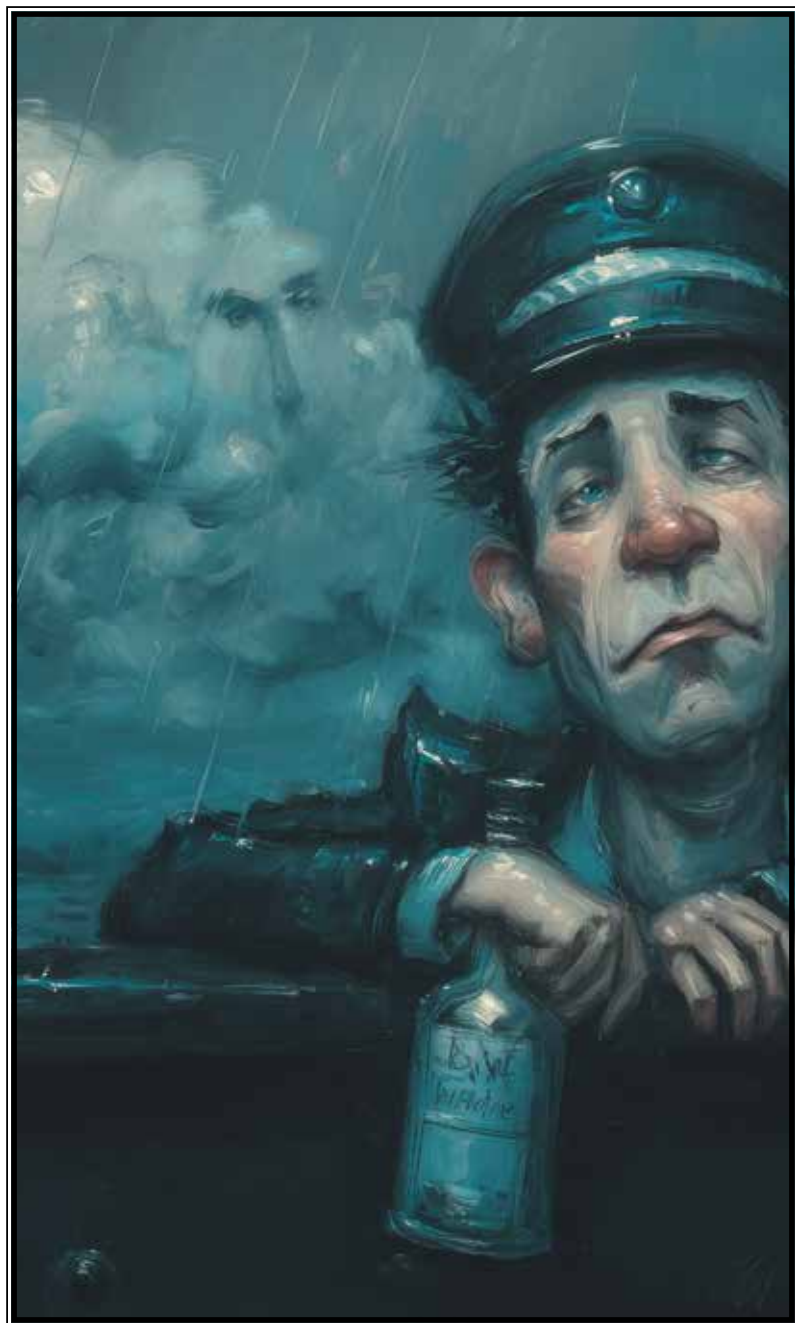
Ist Mutters Haus mit Stroh gedeckt,
Wie sie sich freuen kann.
Doch wie ein Sturm mit Branntwein schmeckt,
Das geht sie einen Hundsreck an.

Manchmal ist ein Lied mehr als ein Lied. Es ist eine Grußbotschaft, eine Verbeugung – und ein Versprechen zugleich. „Matrosensang“ ist genau das: kein offizieller Teil der großen Dramaturgie, sondern ein Abspann mit Seele. Eine Zugabe, wie man sie sich nicht wünscht – weil sie Abschied bedeutet. Und doch herbeisehnt – weil sie auf Kommendes hinweist. Es ist unser Gruß an den Seemann Ringelnatz, und ein kleiner Ausblick auf ein ganzes Album, das in seinem Geiste noch folgen soll.

Denn wenn es jemanden gibt, der das Meer nicht nur kannte, sondern es auch in Worte fassen konnte – dann war es Joachim Ringelnatz. Der Mann, der auf See diente, der Stürme kannte, Kajüten rochen konnte, und Abschiede – ach, Abschiede – auswendig wusste. „Matrosensang“ trägt all das in sich. Es ist keine Ballade vom Glanz des Matrosenlebens. Kein Trinklied. Kein Seemannskitsch. Es ist ein raues, schiefes, wahrhaftiges Lied vom Dasein auf Durchreise.

Der Text: herb, traurig, lakonisch. Ein Steuermann, der kein Trostspender ist, sondern ein Pragmatiker: „So bind ein gut Stück Eisen dran und wirf es über Bord ins Meer.“ Das Herz ist schwer, ja – aber helfen? Wird hier nicht passieren. Eine schwangere Liebste, irgendwo zurückgelassen. Eine Mutter, die ihn für etwas hält, das er nicht ist. Ein Strohhaus, ein falsches Lächeln – und mittendrin der Geschmack des Sturms. Branntwein und Salz.

Und die Musik? Die wagt sich nicht vor – sie folgt dem Text. Ganz leise, ganz einfach. Kein Chor. Keine orchestrale Gischt. Sondern eine einsame Stimme, ein kaum hörbarer Takt, ein Klang wie Wind in den Segeln, die schon wieder ablegen. Es ist ein Shanty – aber nicht zum Mitsingen. Es ist ein Gruß – aber ohne Postkarte. Die Musik lässt Raum, lässt Weite. Sie geht nicht nach vorn, sie bleibt zurück. Wie ein Blick über die Reling, bei dem man weiß: Das war's für heute. Vielleicht für lange.



Genau deshalb steht dieses Lied am Ende unseres Albums. Nicht als Schlussstrich – sondern als Ausblick. Nicht als Finale – sondern als Zwischenton. Wir haben es schon im Dankeschön angedeutet: Da ist noch etwas unterwegs. Ein neues Album, eine neue Reise. Und „Matrosensang“ ist die Flaschenpost, die jetzt schon treibt.

Es ist ein Lied, das sich nicht erklärt. Das einfach da ist – wie ein Fundstück am Strand. Treibholz mit Inschrift. Ein Lied für alle, die jemanden vermissen, der schon wieder auf See ist. Für alle, die Abschied nicht pathetisch brauchen, sondern echt. Für alle, die wissen: Die guten Geschichten enden nicht – sie gehen nur anders weiter.

Und was Ringelnatz betrifft? Ihm haben wir natürlich längst eine Buddel Rum geschickt. Und dieses Lied gleich dazu. Möge er es gehört haben – irgendwo hinter dem Horizont.

Download Musik

Dieses Buch erzählt Geschichten, stellt Gedanken auf die Bühne, begleitet Verse mit Bildern. Aber der eigentliche Mittelpunkt liegt nicht zwischen diesen Seiten.

Das Herzstück dieses Projekts ist: die Musik.

Sie macht, was Worte allein oft nicht schaffen: berühren, verwandeln, erinnern.

So funktioniert der Zugang zur Musik:

Der QR-Code führt direkt zur geschützten Downloadseite.

Dort stehen alle Titel des Albums zum kostenlosen Anhören und Herunterladen bereit.



Weitere Informationen unter www.RINGELNETZ.com,

Rückfragen gerne an info@ringelnetz.com

RINGELNETZ – Der singende Anarchist

Ringelnatz war nie brav. Dieses Album ist es auch nicht. Es ist ein neues Hörerlebnis – für alte Fans und frische Ohren.

Joachim Ringelnatz hat viele Freunde: treue, leidenschaftliche Leserinnen und Leser, die seinen Sprachwitz, seinen melancholischen Schalk, seine ganz eigene Sicht auf die Welt lieben. Dieses Album wird ihnen gefallen – garantiert. Denn die Texte bleiben unangetastet, der Geist von Ringelnatz lebt in jedem Takt.

Aber auch ein Einstieg für alle, die Ringelnatz noch nie gelesen haben. Eine Entdeckung für jene, die sich bisher von klassischer Lyrik ferngehalten haben. Und ein Geschenk für alle, die ihn längst lieben – und vielleicht schon lange darauf warten, dass mal jemand seine Gedichte nicht nur spricht, sondern singen lässt. Ach was, „singen“. Musikalisch aufführt, wie es sich für sie gehört! Keine getragenen Vorträge. Kein Theaterdonner. Sondern Songs, die seine Gedichte zum Leben erwecken – mit elektronischem KI-Puls, und mit viel Lust an Klang, Rhythmus und Idee.

„Der singende Anarchist“ ist eine literarisch-musikalische Wundertüte, vollgestopft mit wilden, komischen, nachdenklichen Songs, die uns mitnehmen auf eine poetische Reise: nach Paris und New Orleans, nach Afrika und nach Berlin – und schließlich nach Altona, und dann fast bis nach Australien- aber nur fast.

Dieses Album ist mehr als eine Hommage. Es ist ein Abenteuer.

Es macht Spaß. Und es bringt etwas zurück, das vielen Vertonungen von Ringelnatz fehlt: die verspielte Leichtigkeit, der kluge Unsinn, das anarchische Staunen. Ringelnatz hätte seine Freude gehabt. Und sein Glas erhoben. Vielleicht sogar zwei.

Euer

Jürgen Wieshoff